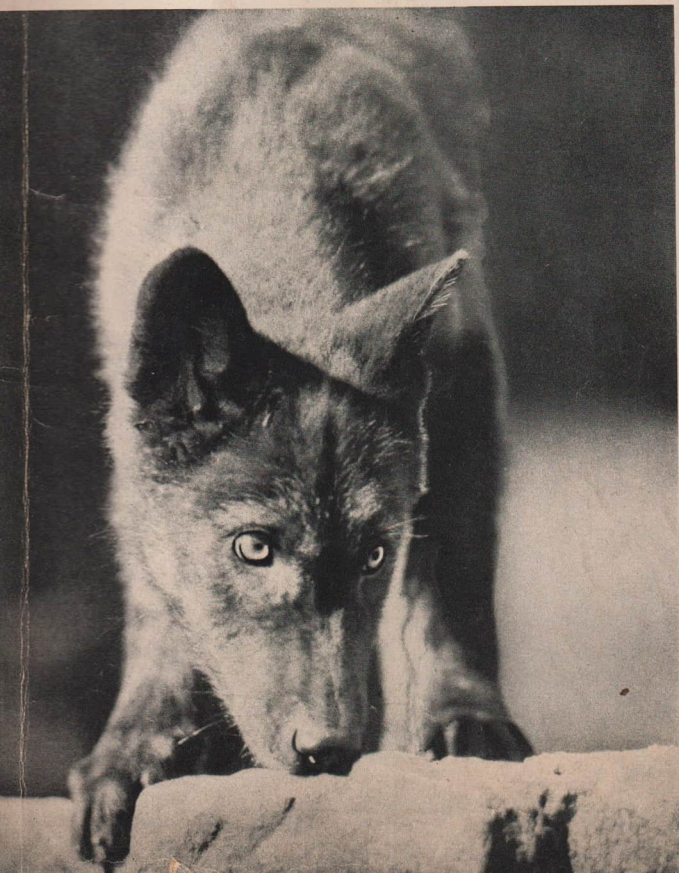


Verantwortung für wilde Tiere



Der Zoodirektor erzählt

Verantwortung für wilde Tiere

Herausgegeben

von Prof. Dr. Wolfgang Ullrich

Z O O L O G I S C H E R G A R T E N D R E S D E N

Der Zoodirektor erzählt

F O L G E 1 7

Herausgeber: Zoologischer Garten Dresden

Fotos: Berger (2), Fiebig (1), Gensch (1), Honig (16), Ullrich (8),

G.F.F. Werbung (1), Archiv (5)

Perspektive: Dipl.-Ing. Klaus Tempel

Preis: 2,50 MDN

Druck: Union-Druckerei (VOB)

III-9-19 Jt 2540/65 6190

Kind und Tier im technischen Zeitalter

Daß wir im technischen Zeitalter leben und uns in einer technischen Revolution befinden, ist jedermann bekannt. Entsprechend dieser Tatsache gestalten wir ein neues System der Bildung und Erziehung, machen wir uns Gedanken, wie die Menschen sinnvoll ihre Freizeit gestalten und was wohl zur sozialistischen Allgemeinbildung gehört. Es werden Pläne — auch über die Aufgaben der Kultur — in der näheren und fernerer Zukunft geschmiedet. So ist es wohl verständlich, daß auch der zoologische Garten seinen Wirkungsbereich neu durchdenkt und festlegt. Ein kleiner Ausschnitt aus den vielen Verpflichtungen, die ein Tiergarten gegenüber der Gesellschaft hat, ist dafür zu sorgen, daß ein echtes Bedürfnis aller Kinder erfüllt wird: die Begegnung mit dem Tier.

Hat das Kind tatsächlich den Wunsch, mit lebenden Tieren Kontakt aufzunehmen? Wir wollen zuerst dieser Frage auf den Grund gehen, denn nur wenn wir die Welt des Kindes genau kennen, sind wir auch in der Lage — und nicht nur der zoologische Garten, sondern alle anderen kulturellen Einrichtungen auch —, die uns vom Kind gestellten Aufgaben zu erfüllen.

Wenn wir uns einmal Kinderbücher und Kinderspielzeug betrachten, dann fällt uns sofort auf, daß Tiere darin eine große Rolle spielen. Es gibt kaum Märchen, Kinderverse oder Kinderlieder, in denen nicht Tiere wenigstens genannt werden. Meistens treten sie sogar als handelnde Personen auf. Puppenspiel und Trickfilm bedienen sich der Tiere um erzieherisch zu wirken. Das erste Spielzeug, das die große Liebe des Kindes erhält, ist der Teddybär, und selbst Knecht Ruprecht ist kaum ohne Esel denkbar, der die Last seiner Geschenke zu den braven Kindern trägt.

Wenn wir fragen, welche Tiere vorwiegend im Leben des Kleinkindes auftreten, so gibt es nur eine Antwort: die Säugetiere. Pädagogen haben sich in letzter Zeit die Mühe gemacht, eine große Zahl von Kindern zu fragen, welche Tiere sie am meisten lieben. Mehr als die Hälfte der befragten Kinder nannte spontan Säugetiere. 25% der Stimmen erhielten Vögel. Als Lieblingstiere wurden etwa in hier gezeigter Reihenfolge Pferd, Hund, Reh, Eichhörnchen, Hase und Katze genannt. Während die 562 „getesteten“ Kinder in der Lage waren, verschiedene Arten von Säugetieren sofort zu nennen, war es schon schwieriger, Vogelarten von ihnen zu erfahren, und auf die Frage, welche Tiere bei ihnen Antipathie erregten, erhielt man zur Antwort: Schlange, Spinne, Wurm. Für diese unsympathischen Tiere wurden also Oberbegriffe oder Symbole als Bezeichnung gewählt. Wenn wir uns die Ergebnisse dieser interessanten Untersuchung im Hinblick auf die Arbeit des zoologischen Gartens ansehen, so stellen wir fest, daß also tatsächlich ein echtes Bedürfnis zur Begegnung mit dem Tier beim Kind besteht. Die Aufteilung in sympathische und unsympathische Tiere ist meist eine Wirkung der Erziehung, denn durch andere Untersuchungen konnte ermittelt werden, daß



Eine besondere Freude bereitet den Kindern die Begegnung mit den Waschbären.



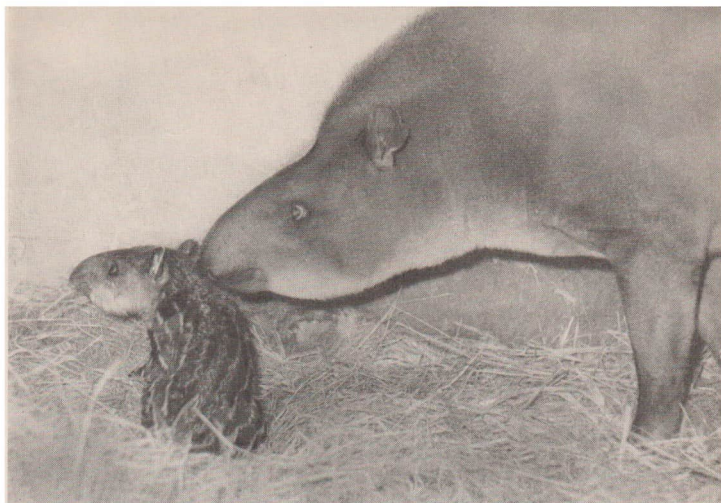
Sitzend mit erhobenen Händen bettelt der junge Braunbär die Besucher an.

es eine angeborene Schlangenfurcht, die sich schon im Kleinkindalter bemerkbar macht, offensichtlich nicht gibt, denn Kinder bis zum dritten Lebensjahr spielten mit Würmern und Schlangen genauso ohne Vorbehalt wie mit Hunden oder Katzen. Wenn wir uns die Liste der beliebtesten Tiere anschauen, so stellen wir fest, daß die zoologischen Gärten mit ihren vorwiegend aus Säugetieren und Vögeln bestehenden Tierbeständen genau die Tiere zeigen und damit auch Gelegenheit zum näheren Kennenlernen geben, die dem Kind am angenehmsten und vertrautesten sind. Wenn wir weiter fragen, wo das Kind der Stadt noch die Möglichkeit hat, seinem Bedürfnis, Freundschaft mit Tieren zu schließen, nachzukommen, so erkennen wir sofort, daß die Bedeutung der zoologischen Gärten laufend wachsen muß. Ist es heute schon selten, daß man einem Pferd in der Großstadt begegnet — die Hauptstraßen werden für die so sehr den Verkehr behindernden Pferdefuhrwerke gesperrt —, so ist es fast eine Unmöglichkeit, außerhalb des Urlaubes ein Reh, einen Hasen oder ein Eichhörnchen zu sehen. Auch werden solche Begegnungen mit heimischen Wildtieren immer

nur sehr flüchtig sein, und die Befriedigung des Kontaktbedürfnisses, ein Tier auch einmal anfassen, streicheln oder gar mit ihm spielen zu können, wird dabei nicht erreicht. In dem Maße also, in dem die Tiere aus unserer täglichen Umwelt verschwinden — und das Pferd wird in wenigen Jahren auch in ländlichen Bezirken selten sein —, wächst der Strom der Besucher der Tiergärten, aber auch die Zahl der Aquarien in den Wohnungen, der Schildkröten, Goldhamster, Meerschweinchen, Hunde und Katzen, der tierischen Spielgefährten unserer Kinder. Das wird sich auch nach Vollendung der technischen Revolution nicht ändern, und es ist unvorstellbar, daß ein Kind, statt seines Teddys einen fernlenkbaren, automatischen Spielzeugkran mit ins Bett nimmt. Jede Stadt also, die ihrem zoologischen Garten gute Entwicklungsmöglichkeiten bietet, ist auch gut beraten, denn sie sorgt damit für die Befriedigung eines starken, emotional bedingten Bedürfnisses ihrer Kinder — und nicht nur der Kinder —, spendet also Freude, Entspannung und Erholung jenen Menschen, die zukünftige Meister der Errungenschaften der technischen Revolution sein werden. Worauf beruht aber die anziehende Wirkung des Tieres auf das Kind? „Das Tier handelt für das Kind unberechenbar und nicht voraussagbar. Es bindet das Kind daher an sich wie ein Spielzeug. Der Vergleich mit einem Ball liegt nahe, zumal dieses wohl beliebteste und verbreitetste Kinderspielzeug auf die Intentionen des Spielers in gewisser Weise zufällig und unberechenbar antwortet, indem der Ball hin- und herspringt. Ähnlich wird daher gerade für das sechs- bis zehnjährige Kind seine Beziehung zum Tier leicht eine solche zwischen Spieler und Spielkumpan“ (G. Preuss). Gleichzeitig aber lernt das Kind bei diesem Spiel mit dem Spielgefährten Tier, der nie nur Spielzeug werden darf. Es lernt schnell zu reagieren, lernt die natürlichen Formen im wahrsten Sinne des Wortes begreifen und beginnt etwas von der Verantwortung zu erfassen, die ihm gegenüber dem Leben aufgetragen ist. Es beginnt also die Bildung der Persönlichkeit nicht zuletzt durch die Begegnung mit dem Tier.

Weil das heranwachsende Kind aber auch mit Interesse die Lebensäußerungen seines vierbeinigen oder gefiederten Lieblings verfolgt und zu vergleichendem Schauen angeregt wird, beginnt es logisch zu denken und sich biologische Grundkenntnisse anzueignen. Ich werde nie den Ausruf eines etwa vierjährigen Kindes vergessen, den ich vor dem Käfig unserer Schimpansen hörte: „Mutti, sieh doch mal, der Affe hat richtige Hände!“ Das Kind hat mit dieser Entdeckung das Fundament der Entwicklungslehre erkannt, ohne daß es ihm natürlich wissenschaftlich klar wurde: Es gibt vieles Übereinstimmende zwischen diesem Schimpansen und mir selbst. Dieser Schimpanse hat Hände wie wir. Er ist anders, aber er ist uns auch verwandt. Wie groß sind die Möglichkeiten, die ungenutzt bleiben, wenn die Mutter diese Entdeckung ihres Kindes, ohne dazu eine Stellung zu beziehen, einfach nur zur Kenntnis nimmt. Es wird also beim Besuch des zoologischen Gartens, genauso natürlich wie bei der Beobachtung der Brutpflege der Fische im Aquarium zu Haus oder beim Spiel mit dem Hund, biologisches Denken geweckt.

Bleibt uns noch die Frage, ob wir dieses biologische Denken auch im Zeitalter der technischen Revolution benötigen. Vor wenigen Wochen fand in Moskau ein aufsehenerregendes Rundtischgespräch zu Problemen der Biologie statt. Der Bericht, der über dieses Gespräch in der „Literaturnaja Gaseta“ veröffentlicht wurde, beginnt mit folgenden Worten:



Noch ist das Tapirkind naß vom Fruchtwasser. Deutlich ist aber schon das Kindheitskleid zu erkennen. Es besteht aus einem Muster, das sich aus weißen Punkten und Streifen zusammensetzt.



Oben:
In der großen Herde der
Riesenkänguruhs sind zu
allen Jahreszeiten
Jungtiere
im Beutel der Mütter
zu sehen.

Unten:
Ein junges Derbykänguruh,
das von der Mutter
aus dem Beutel
geworfen wurde,
wird in einem künstlichen
Beutel mit der Milchflasche
aufgezogen.

„Atomzeitalter . . . Zeitalter der Kybernetik . . . Zeitalter der Raumschiffahrt. All das trifft unsere Zeit. Das 20. Jahrhundert hat Glück. Aber schon jetzt hört man von einem neuen hohen Titel, mit dem dieses Jahrhundert ohne Zweifel belegt werden kann: ‚Das Zeitalter der Biologie‘. Die Entwicklung der modernen biologischen Wissenschaft, die sich heute die Errungenschaften der Physik, der Chemie, Mathematik und Kybernetik zunutze macht, verspricht, die tiefsten Geheimnisse der Natur aufzudecken. Die Erfolge der modernen Genetik, der Agrochemie und der Bodenkunde müssen zur Grundlage der wissenschaftlichen Lenkung der Agrarproduktion werden.“

Es wird die Aufgabe unseres Jahrhunderts sein, das Elend, die Not und den Hunger aus dieser Welt zu vertreiben, aus einer Welt, deren Bevölkerung rasch wächst. Bert Brecht läßt den Bettlerkönig in seiner Dreigroschenoper sagen: „Doch die Verhältnisse, die sind nicht so.“ Der dialektische Materialismus gibt uns die Kenntnisse, um diese Verhältnisse zu verändern. Es wird die große Aufgabe der Biologen sein, dem Sozialismus die wissenschaftlichen Waffen zum Kampf gegen den Hunger zu schmieden. Biologisches Denken ist deshalb im technischen Zeitalter nicht nur erwünscht, sondern dringend notwendig, nicht zuletzt um des Menschenbruders willen, der heute noch hungert!

Prof. Dr. Wolfgang Ullrich

Ohne Beutel kein Erfolg

Wohl immer, wenn von den Zootierpflegern Geburten in ihrem Betreuungsbereich gemeldet werden, drängen sich auch gewisse Sorgen in die sicher berechtigte Freude, besonders wenn es sich um recht problematischen Nachwuchs oder erfahrungsgemäß schwierige Mütter handelt. Zum Beispiel trifft dies für erstgebärende Mütter, von Natur aus scheue oder noch nicht voll eingewöhnte Tiere zu. Wird die Mutter ihre Jungen annehmen und gut aufziehen? Das ist nicht selten die bange Frage. Bei Raubtieren kann, wenn es sich als notwendig erweisen sollte, eine dafür geeignete Hundeamme die Stelle der richtigen Mutter einnehmen. Beim Nachwuchs von kleineren Wiederkäuern, wie Steinböcken, Hirschen, Wildschafen, haben sich schon häufig Hausziegen als Ammen bewährt, und wie oft führen Haushuhnglücken kleine Wildenten und Wildgänse, wenn auch am Ufer des Weihers die Kluft in der Lebensweise zwischen der treusorgenden, aber wasserscheuen Hühnermutter und den schwimmgewandten fremden Sprößlingen ganz offensichtlich wird.

Versagen nun auch die Dienste einer Tieramme, so muß der Mensch in die Bresche springen, um das junge Leben zu retten und alles mögliche versuchen, den oft recht wertvollen Nachwuchs aufzuziehen. Jedoch mit der Ernährung der meistens sehr anspruchsvollen Zöglinge allein ist es nicht getan. Sämtliche Mutterpflichten müssen übernommen werden: Sorge um die richtige Unterbringung, die nötige „Nestwärme“, Nachhilfe bei der Kot- und Urinausscheidung, die Sauberhaltung, die Beobachtung des Gesundheitszustandes, Gefährte bei der Befriedigung des Spieltriebes usw. Die angeborenen, auf Hilfe und Pflege gerichteten Instinkte und die daraus sich entwickelnden und resultierenden Verhaltensweisen prägen

sich voll auf die Pflegerin bzw. den Pfleger. Der Mensch stellt völlig unabhängig von seinem Unterschied zum jeweiligen Jungtier die Mutter dar.

Junge Känguruhs dagegen haben ihre Kinderstube im Beutel der Mutter. Wohlgeborgen, aber auch den menschlichen Blicken entzogen, verbringen sie weich und warm gebettet die ersten fünf bis sechs Lebensmonate in dieser schwebenden Wiege. Nur fingergliedgroß und nur wenige Gramm schwer — es fände in einem Teelöffel Platz — wird das Baby als natürliche Frühgeburt zur Welt gebracht und kriecht sogleich in den Beutel, der als Bruttasche für den embryoähnlichen Sprößling dient. Mit Hilfe von Muskeln ist dieses seltsame Behältnis oben wie durch einen Gummizug verschließbar. Während der ersten Lebenswochen bleibt das Jungtier fest mit der mütterlichen Zitze, die vom Mäulchen regelrecht umwachsen wird, verbunden, und die Milch wird sogar in den Mund des Jungtieres eingespritzt, da es noch nicht zu Saugbewegungen befähigt ist. Der ganze Lebenslauf des Känguruhbabys ist instinktiv auf den Aufenthalt im Beutel abgestimmt. Im Alter von vier bis fünf Monaten schiebt das Junge erstmals neugierig sein Köpfchen durch die Beutelloffnung.

So weit war auch schon ein Jungtier der heute nur noch selten gezeigten, etwa kaninchen-großen Derbykänguruhs im Dresdner Zoo gediehen, als plötzlich die Mutter infolge einer von einem Zahngeschwür ausgegangenen Infektion starb. Das Jungtier muß am Leben bleiben, lautete die einstimmige Meinung! Da es noch nicht selbständig lebensfähig war, wurden schnellstens alle notwendigen Vorbereitungen für die künstliche Aufzucht getroffen, bestärkt durch das Wissen, daß ein solches Experiment schon einmal in den Zoologischen Gärten Wuppertal und Leipzig gelungen ist. Die psychisch bedingte lebensnotwendige Empfindung der Geborgenheit, die das Jungtier im Beutel der Mutter vorfindet und ohne die es auch keine Nahrung aufnimmt, soll es nun in einem künstlichen Beutel erhalten. Der Ärmel einer wattierten Jacke schien dafür geeignet. Von einem solchen beschädigten Kleidungsstück wurde das benötigte Teil abgetrennt. Der Größe des mütterlichen Beutels entsprechend wurde dieser wärmende Schlauch in der Mitte durch eine Naht auf die Hälfte gekürzt und in einem geräumigen Kasten senkrecht eingehängt. Das kleine Känguruh kroch sogleich in die künstliche Bruttasche hinein und ließ erkennen, daß sie seinen Anforderungen entsprach, also das richtige Maß und die natürliche Form von Mutters Beutel getroffen wurde. Wenn anfangs auch noch etwas ungeschickt, nahm es doch mit gutem Appetit die im zweistündigen Abstand aus einer Puppenbabyflasche verabreichte Milchnahrung, die aus mit Haferschleim verdünnter Kondensmilch und einem biologisch hochwertigen Eiweißzusatz besteht, immer zügig auf. Oft verrät auch der muntere Sprößling durch ein heiseres Keckern sein Wohlbehagen, besonders wenn jemand den Raum betritt und die Mahlzeit bald fällig ist. Inzwischen knabbert er bereits an Salatblättern und Möhren. Demnächst werden zusätzlich Haferflocken, Zwieback und Gemüse auf dem Speisezettel stehen. Mitunter hopst das kleine Känguruh — ein Junge — nun auch schon für kurze Zeit aus dem Beutel, und sicher wird es bald nach Känguruhart große Sprünge machen.

Gotthart Berger

Wissenschaftlicher Oberassistent

Binturongs - nächtliche Waldgeister

Im Jahre seines einhundertsten Geburtstages konnte unser zoologischer Garten neben vielen Neuheiten auch ein Paar Binturongs oder Marderbären anschaffen. Diese Tiere wurden bisher nur selten in Gefangenschaft gehalten. Auch über ihre Lebensweise in der Freiheit ist man bisher nur mangelhaft unterrichtet.

Der Binturong gehört — ebenso wie der Schlangentöter Indiens, der Mungo — zur Familie der Schleichkatzen. Doch hat man ihn früher den Kleinbären zugeordnet, denen er tatsächlich auch sehr ähnelt. Der Körper ist gedrungen, die Füße sind nacktsöhlige und kurz. Sein schwärzlicher, rauhaariger und lockerer Pelz läßt ihn größer erscheinen als er ist. Durchschnittlich erreicht der Binturong eine Körperlänge von 1,5 Metern, wobei etwa die Hälfte auf den Schwanz entfällt, mit dem er sich frei aufhängen kann.

Sein Verbreitungsgebiet erstreckt sich vom mittleren Himalaja durch Assam, Burma und Malaya bis nach Sumatra und Java. In den dichten Wäldern scheint er nicht selten zu sein, doch wird er tagsüber kaum gesehen, weil er ein reines Nachttier ist. Auch in Gefangen-



Die Binturongmutter schaut mit ihrem Kind aus der Wochenstube heraus.

schaft ändert er seine Lebensweise nicht. Im Freileben besteht die Nahrung aus Früchten, Bambusschößlingen und anderen Jungpflanzen oder Sprossen, Insekten und Kleintieren. Dieser Speisezettel wird im Zoo durch Pudding, Keks, Zwieback, tote Meerschweinchen und gelegentlich ein rohes Ei ergänzt.

In seinem Wesen ist der Binturong ein langsamer, stiller und verträglicher Geselle, der seinem Pfleger kaum Schwierigkeiten in der Haltung bereitet und auch gegenüber Artgenossen nicht unduldsam ist. Trotz seiner verhältnismäßig anspruchslosen Haltung — er benötigt im Winter nur einen leicht temperierten Raum — wurde er bislang in zoologischen Gärten selten gepflegt. Es existieren deshalb auch nur wenige Beobachtungen, die Aufschluß über Lebensweise und Verhalten geben, auf die bei seiner Haltung zurückgegriffen werden könnte. Seit ihrem Eintreffen im Dresdner Zoo konnten nun an den Binturongs einige interessante Feststellungen, besonders zur Fortpflanzung gemacht werden, die das bisherige Wissen um den Marderbären erweitern helfen.

Wahrscheinlich ist unser Zoo der einzige, dem bisher mehrmals die Zucht von Binturongs gelang. Lediglich aus dem Londoner Zoo ist vom Jahre 1935 die Geburt von Binturongs bekannt geworden, über deren Entwicklung aber keine Nachrichten vorliegen.

Von den vier Würfen im Dresdner Zoo wurden zwei aufgezogen. Die Jungen eines dritten Wurfes wurden von der Mutter im Käfig umhergetragen, weil auf Grund mangelnder Erfahrungen ein zweites Weibchen bei dem alten Zuchtpaar blieb, was die Mutter an der Ausübung ihrer Brutpflege störte. Trotz der großen Verträglichkeit der Binturongs dürfen sie nur paarweise gehalten werden. Ein vierter Wurf kam völlig überraschend „außer der Zeit“, so daß keine Vorbereitungen für eine Geburt getroffen werden konnten. Durch ein nachträgliches Aufstellen einer Kiste im Käfig war die Mutter wieder beunruhigt worden, was erneut zu einem hastigen Umhertragen der Jungen und dadurch leider zu deren Tode führte. So schmerzlich die Verluste der jungen Binturongs waren, brachten sie doch wichtige Erkenntnisse.

Bei zwei Würfen konnte die bisher noch völlig unbekanntes Tragzeit annähernd genau ermittelt werden. Die Paarungen, die sich vorwiegend nachts vollziehen, waren von mehr oder weniger deutlichen Spuren im Innenkäfig — zerwühlte Einstreu, umgeworfene Futterschalen — begleitet. In beiden Fällen geschah dies Ende Oktober bis Anfang November. Jeweils nach 90 bis 92 Tagen wurden in den frühen Morgenstunden zwei junge Binturongs geboren. Vier Tage vor der Geburt konnte einmal bei der Mutter, wenn diese auf der Seite lag, deutlich eine Vergrößerung der Zitzen erkannt werden. Nach der Geburt ließen die Jungen ein feines Winseln hören, so daß eine Wurfstärke von mindestens zwei Tieren angenommen werden konnte. Die Mutter hielt sich die ersten Tage immer in der aufgestellten Wurfkiste auf. Sie verließ sie nur zur Nahrungsaufnahme und zur Abgabe von Kot und Harn. Bei einer solchen Gelegenheit wurde festgestellt, daß die Augen bereits am zweiten Tag geöffnet sind. Der Vater verblieb bei der Familie. Niemals wurden Auseinandersetzungen zwischen den Elterntieren beobachtet. Das Männchen war sogar ein vorbildlicher Vater. Sehr oft lag es auf der Wurfkiste oder schaute hinein. Etwa vom vierten Tage an darf sich der Vater sogar zeitweise mit in der Kiste aufhalten. Später lag dann die gesamte Familie friedlich vereint in der Wochenstube. Die Mutter erhielt nach der Geburt

zu dem üblichen Futter noch eine Milchtränke mit Haferschleim und Ei verabreicht, der noch Vitamin- und Kalkpräparate zugesetzt wurden, um über die Milch der Mutter den Jungen die nötigen Aufbau- und Mineralstoffe zuzuführen.

Durch die gute Pflege der Mutter entwickelten sie sich ausgezeichnet. Im Alter von etwa einem Monat schaute neben dem Kopf der Mutter erstmalig ein kleiner Binturong aus der Kiste. Mit etwa sieben Wochen unternahmen sie mit den Eltern die ersten kleinen Ausflüge auf die Wurfkiste. Hinter dem zottigen Pelz der Alten waren dann die Jungtiere kaum zu sehen. Nach neun Wochen wurde dann der gesamte Käfig von ihnen in Besitz genommen. Sie kletterten am Maschendraht in die höchsten Ecken. Dabei dienten ihnen in ausgezeichneter Weise ihre langen beweglichen Schwänze, die sie wie der südamerikanische Wickelbär seinen Rollschwanz als Greiforgane benutzten. Überhaupt haben Wickelbär und Binturong in ihrer Lebensweise viele Ähnlichkeiten. Den Eltern folgten die jungen Binturongs im Alter von ungefähr zehn Wochen mit in den Außenkäfig. Dabei blieb jedoch die Familie immer dicht beisammen, und die Tiere hielten untereinander Stimmkontakt, denn noch waren die Jungen nicht selbständig.

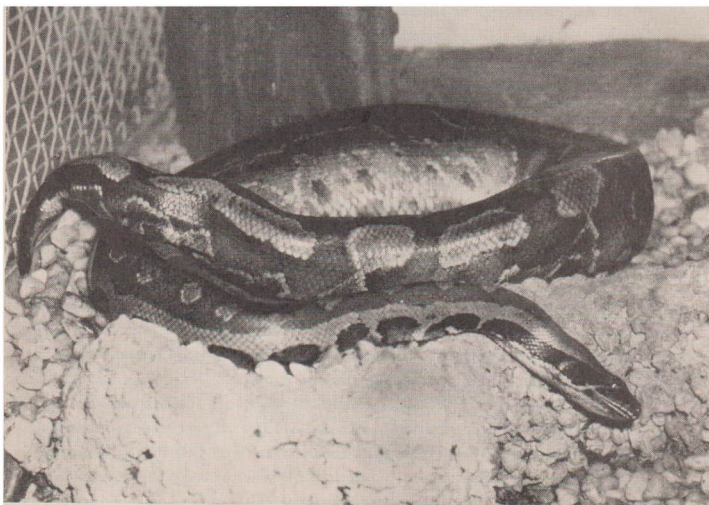
Mit diesen Erfolgen bei der Zucht von Binturongs im Dresdner Zoo ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis andere zoologische Gärten ebenfalls Geburten verzeichnen werden. So wurde bereits zwischen dem Berliner Tierpark und unserem Zoo eine Zuchtgemeinschaft gegründet und ein Weibchen aus der Dresdner Nachzucht nach Berlin abgegeben. Eine weitere Zuchtgemeinschaft wurde mit dem Warschauer Zoo in Aussicht genommen.

Jede neue erfolgreiche Nachzucht dieser heute noch seltenen und doch recht einfach zu haltenden Tiere bringt für alle zoologischen Gärten weitere Erfahrungen. So werden alle neuen Kenntnisse über Lebensweise und Haltung ausgewertet zum Wohle der vierbeinigen Pfleglinge im Zoo und damit indirekt auch zur Freude der Besucher am Tier.

Dipl.-Biol. Winfried Gensch
Wissenschaftlicher Assistent

Riesenschlangen erblicken das Licht der Welt

Im Erdmittelalter, also vor etwa 185 bis 60 Millionen Jahren, hat es auf unserer Erde die Hauptzeit der Entwicklung der Reptilien gegeben. Riesige, bis 30 Meter lange harmlose Pflanzenfresser, die heute bequem in den vierten Stock eines modernen Großstadthauses schauen könnten, wie der Diplodocus und der Brontosaurus, bevölkerten damals die Erde, ebenso wie das größte Raubtier aller Zeiten, der bis 13 Meter lange Tyrannosaurus und der bis 8 Meter Spannweite messende Flugsaurier Pteronodon. Die größten und schwersten Vertreter dieser Saurier waren wahrscheinlich Bewohner von Sümpfen und Seen, denn mit ihrem gewaltigen Körpergewicht konnten sie sich kaum auf dem Lande fortbewegen. Der Auftrieb des Wassers mußte ihnen die Fortbewegung begünstigen. Von der gewaltigen Formenfülle jener Zeit sind heute nur noch spärliche Reste übriggeblieben: die kleine und seltene Gruppe der Brückenechsen, die Eidechsen, Schlangen, Krokodile und Schildkröten.

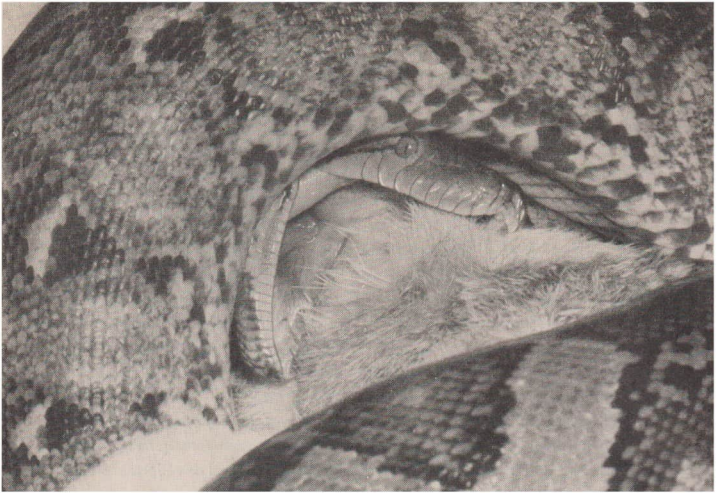


Oben: Ein Nachtfalter verschwindet im Maul des Pantherchamäleons. — Unten: Die Buntpython legt Eier und brütet sie auch aus.

Die verschiedenen Reptiliengruppen zeichnen sich durch gemeinsame Merkmale aus. Im Unterschied zu ihren niedriger stehenden Verwandten, den Lurchen oder Amphibien, besitzen sie eine trockene, verhornte Haut, die ihnen ein Leben frei vom Wasser, ja sogar in der sonnendurchglühten Wüste ermöglicht. Ebenso geht ihre Fortpflanzung unabhängig vom Wasser vor sich. Eine kalkige oder pergamentartige Schale schützt die empfindlichen Eier vor dem Vertrocknen. Die jungen Reptilien gleichen nach dem Verlassen der Eihülle in ihrem Aussehen bereits völlig den erwachsenen Tieren. In einigen Fällen werden auch lebende Junge geboren. Die Eier reifen dann im Mutterleibe soweit heran, daß die Jungen ihre Hüllen unmittelbar vor oder während der Geburt abstreifen. Ein weiteres wichtiges gemeinsames Merkmal aller Reptilien, das sie auch noch mit den Lurchen verbindet, ist die Tatsache, daß ihre Körpertemperatur abhängt von der Wärme ihrer Umgebung. Reptilien sind also „wechselwarme“ Tiere, die am aktivsten in der Sonne sind, während die Nacht oder die kalte Jahreszeit ihre Lebensfunktionen stark herabsetzen. Deshalb finden wir die meisten Reptilien in solchen Gebieten der Erde, in denen ihnen eine ausreichend hohe Sommertemperatur zur Verfügung steht und der Winter kurz und mild ist. Einige wenige Vertreter dringen allerdings bis zur Polargrenze vor.

Nach diesen allgemeinen Darlegungen über die Reptilien soll nun eine Gruppe näher betrachtet werden, die im Jahre 1964 durch einen sensationellen Zuchterfolg von sich reden gemacht hat, die Riesenschlangen. Sie sind die ertümlichsten Vertreter aller heute lebenden Schlangen. So weisen sie noch Reste eines Beckengürtels und der Hinterbeine und paarige Lungen auf. Die höher entwickelten Schlangengruppen hingegen haben nicht nur jede Spur der Gliedmaßen und der dazugehörigen Skelettgürtel eingebüßt, sondern auch den linken Lungenflügel vollständig rückgebildet und statt dessen die rechte Lunge so stark verlängert, daß sie sich dem gestreckten Schlangenkörper anpaßt und allein zur Sauerstoffversorgung des Tieres ausreicht. Vom hinteren Beinpaar sind bei den Riesenschlangen noch alle drei Teile des Beckengürtels und der Oberschenkelknochen erhalten geblieben. Äußerlich sieht man als Rest der Hinterfüße — denn die Schlangen stammen von vierfüßigen Tieren ab, die den heute noch lebenden Waranen nahe standen — nur noch die sogenannten Afterklauen. Alle Schlangen bewegen sich also durch seitliches Schlingeln fort, wobei sie auf den zahlreichen freien Rippenenden — ein Brustbein fehlt den Schlangen — „stelzen“.

Entgegen der weit verbreiteten falschen Vorstellung sind Riesenschlangen ungiftig. Ihre Beute töten sie durch blitzschnelles Umschlingen und Erdrosseln. Die Schlange packt das Beutetier mit dem weit geöffneten Maul und umschlingt es im gleichen Augenblick mit ihrem Körper zwei- oder dreimal. Durch den Druck der Schlingen wird die Atmung und Herz-tätigkeit der Beute sofort unterbrochen. Augenblicklich tritt der Tod des gefangenen Tieres ein. Langsam lockert dann die Schlange ihren Griff und beginnt mit dem Schlingakt. Da alle Schlangen ihre Beute unzerkleinert hinunterschlingen, hat sich der gesamte Kieferapparat zu einem losen Spangenwerk aufgelockert, dessen Ausdehnungsfähigkeit durch das Auftreten zusätzlicher Gelenke und Bänder wesentlich erhöht wird. Sie sind damit in der Lage, ihr Maul über eine Beute zu spannen, deren Größe den Umfang ihres eigenen Körpers erheblich übertrifft. Ebenso groß ist auch das Dehnungsvermögen des Rumpfes, was wahrscheinlich sehr eng mit dem Verlust des Schultergürtels und der Gliedmaßen zusammen-



Oben: Weit öffnen die Riesenschlangen ihr Maul, um ihre Beute zu verschlingen. — Unten: Aus der Kloake tritt, in ein zartes Eihäutchen eingeschlossen, die junge Boa heraus.

hängt. Berichte über Unfälle durch Riesenschlangen, bei denen Menschen in freier Wildbahn angegriffen, getötet und aufgefressen wurden, haben sich bis auf zwei belegte Fälle als unwahr erwiesen.

Wie alle Schlangen haben auch die Riesenschlangen die Fähigkeit, sich zu häuten. Unter der alten, zu eng gewordenen Haut ist bereits die neue angelegt. Die Länge des Tieres nimmt also nach jeder Häutung zu. Wenn die Schlange kurz vor der Häutung steht, verblassen ihre Körperfarben und die Augen erscheinen milchig trüb. An rauher Baumrinde oder zwischen Steinspalten wird dann die alte Haut in einem Stück oder in Fetzen abgestreift. Danach trägt die Schlange ein wunderbar farbenprächtiges, schillerndes Kleid.

Bei den Riesenschlangen werden zwei Gruppen unterschieden, die eierlegenden Python-schlangen und die lebendgebärenden Boaschlangen. Vertreter beider Gruppen sind im Terrarium des Dresdner Zoologischen Gartens zu sehen. Die in Südostasien beheimatete Netzpython hat bereits die beachtliche Länge von mehr als 5,5 Metern erreicht, aber damit ist sie noch nicht völlig erwachsen. Ein Vertreter der gleichen Art starb im Jahre 1963 im Highland-Park-Zoo in den USA im Alter von etwa 30 Jahren mit der enormen Körperlänge von 8,5 Metern.

Gleich neben der Netzpython befinden sich im Terrarium die Boaschlangen in einem geräumigen und hellen Behälter, ein Paar der Königsboa — Bewohner der Wälder in weiten Teilen Süd- und Mittelamerikas — und eine weibliche Kaiserboa. Letztere ist nur eine besondere Rasse der Königsboa, also keine eigene Art, und in Mexiko und dem westlichen Südamerika anzutreffen. Die durchschnittliche Größe dieser Boas liegt bei etwa drei Metern, die Kaiserboa wird etwas größer. Man findet sie oft am oder im Wasser, denn Boas sind sowohl gewandte Kletterer als auch vorzügliche Schwimmer.

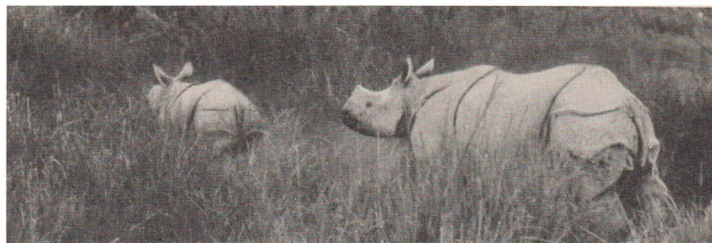
Zu Beginn des Jahres 1964 wurde nun häufig beobachtet, daß sich das Boamännchen lebhaft für die beiden mit ihm zusammenlebenden Weibchen interessierte. Den Paarungsvorspielen folgten schließlich auch die Paarungen, zuerst mit der Kaiserboa, später mit der Königsboa. Einige Wochen danach war bei beiden Schlangen eine langsam beginnende Umfangsvermehrung festzustellen, die im Laufe der Zeit immer deutlicher wurde. Auch die Nahrungsaufnahme wurde gänzlich eingestellt. Trotzdem nahm der Körperumfang ständig weiter zu, was die stille Hoffnung auf einen seltenen Zuchterfolg im Dresdner Terrarium weiter nährte. Endlich, am 4. Juni 1964, wurden 25 kleine Riesenschlangen geboren, von denen 21 lebten. Es sind kleine Schlangenmischlinge der Königs- und der Kaiserboa. Sie hatten bei ihrer Geburt — Boas sind ja lebendgebärende Schlangen — schon eine beachtliche Länge von 50 cm und ein Gewicht von 90 Gramm. Nach ungefähr 14 Tagen häuteten sich die Schlangenbabys das erste Mal, und kurze Zeit darauf erfolgte die erste Nahrungsaufnahme in Form von nestjungen weißen Mäusen.

Unmittelbar nach der Geburt wurden die kleinen Schlangen, die ja selbständig sind und keiner Betreuung durch die Mutter bedürfen, aus dem Terrarium genommen, damit sie von den großen Tieren nicht erdrückt werden. Sie blieben dann noch einige Wochen, bis sie ein gutes Wachstum zeigten, in unmittelbarer Obhut und Beobachtung der Pfleger, ehe sie den Besuchern endgültig in einem besonderen Terrarium vorgestellt werden konnten. Verständlicherweise hatte dieser äußerst seltene Zuchterfolg auch in anderen zoologischen

Gärten unserer Republik und bei Tierhändlern starkes Interesse gefunden, so daß die meisten der kleinen Riesenschlangen bald ihren Aufenthaltsort wechselten. Dafür erhielt der Dresdner Zoo andere wertvolle Reptilien und Fische im Tausch geliefert. Nach einem halben Jahr hatten die jungen Schlangen bereits eine Größe von mehr als einem Meter und ein Gewicht von über 600 Gramm erreicht. In der Färbung übertreffen sie sogar ihre Eltern weit durch kräftigere und lebhaftere Zeichnung. Die Hoffnung auf eine zweite Geburt bei dem Königsboa weibchen erfüllte sich jedoch leider nicht.

So kann man stets bei dem Besuch eines Zoo-Terrariums, der nicht gleich mit einem Vorurteil gegenüber dem Tier beginnen sollte, einen Rückblick in längst vergangene Zeiten der Erdgeschichte tun, aber dabei immer so viel Neues und Interessantes erleben, was einen auch das weniger „sympathische“ Tier liebenswert erscheinen läßt.

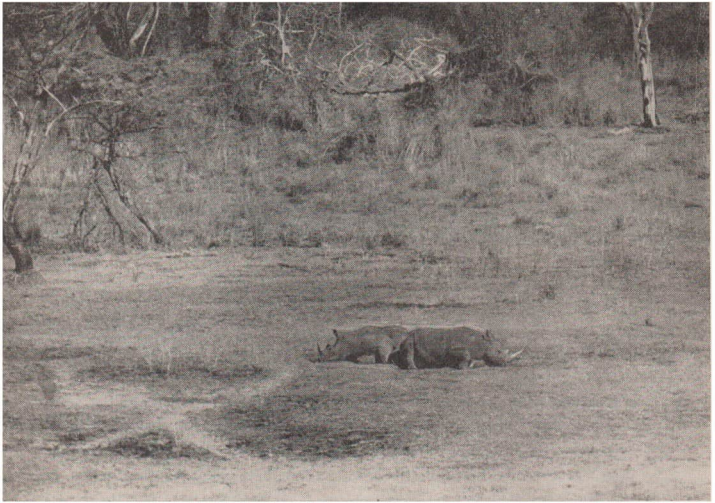
Dipl.-Biol. Winfried Gensch
Wissenschaftlicher Assistent



Straßen der Tiere

Den größten Teil der Strecken, die ich auf meinen Reisen in fernen Ländern zurücklegte, vorausgesetzt, daß ich mich auf der Erde befand und nicht von schnellen Flugzeugen in Windeseile über Meere und Kontinente getragen wurde, folgte ich den Straßen der Tiere. Auch die Menschen, die in diesen Gebieten leben, bevorzugen die Wildwechsel, wenn sie durch Steppe und Urwald gehen. Oft sah man es auch dem kurvenreichen Verlauf der Wege der Menschen an, daß sie einst Wildwechsel waren. Andererseits benutzten die wilden Tiere gern die Fahrstraßen, wie ich an den zahlreichen Fährten ablesen konnte, die sich am frühen Morgen im Staub der Straßen abzeichneten. Solche, für Kraftfahrzeuge gebaute Straßen waren natürlich möglichst gradlinig angelegt worden, da aber für das Tier die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten im Gelände nicht die gerade, sondern die geschwungene Linie ist, führten die Spuren immer wieder von einer Straßenseite zur anderen hinüber und wieder zurück. Warum die Tiere in Kurven laufen, können wir nur vermuten. Sie sind fortwährend bemüht, sich mit ihren Augen, Ohren und Nasen ein Bild von ihrer Umgebung zu verschaffen, um den Feind, der sich ihnen nähern könnte oder ihnen auf-lauert, zeitig genug zu entdecken. Der geschwungene Wechsel bietet ihnen mehr Möglich-keiten, eine ständige und nach allen Seiten zielende Kontrolle über ihre Umwelt auszuüben, als die gerade Linie, weil ihre Sinnesorgane dabei in verschiedene Richtungen gelenkt wer-den. Die Feindvermeidung ist eben eine Grundregel ihres Verhaltens.

Wohin führen die Wechsel der Tiere? Die Ziele können je nach der Tierart verschieden sein. In dem Wohngebiet eines Tieres oder einer Herde kann es Scheuerstellen geben, wo sie ihre Hautpflege betreiben. Am Fuße des Meru, in Ostafrika, beobachtete ich viele Wochen lang Spitzmaulnashörner, die abends, eine Stunde vor Sonnenuntergang, zur Tränke an einen kleinen See kamen. Ihr Weg führte sie an einer umgebrochenen Sumpf-akazie vorbei. Sie stiegen mit den Vorderbeinen über den am Boden liegenden Stamm hin-weg und scheuerten durch Hin- und Herwiegen des Körpers ihren dicken Bauch an der durch tägliche Benutzung glattgeriebenen Rinde des Baumes. Andere Teile des Körpers,



Oben: Die beiden Spitzmaulnashörner schlafen in der Mittagssonne. Neben ihnen ist deutlich der Wechsel zu erkennen, der sich mit einem anderen kreuzt. — Unten: Am Abend ziehen die Zebras auf ihren Wechsell im Gänsemarsch zur Tränke.

Hals, Kopf und die Seiten, rieben sie an Termitenhügeln, zu denen auch ihre Wechsel führten. Bei den Panzernashörnern im Elefantengrasschunzel Assams suchte ich vergeblich nach solchen, der Kosmetik dienenden Scheuerstellen. Auch die anderen, in dieser Graswildnis lebenden Tiere, die Elefanten, Wasserbüffel und Sumpfhirsche, hatten offensichtlich wenig Bedürfnis, sich zu scheuern, denn ihr Körper wurde durch das Gras kräftig abgeburstet, wenn sie sich auf ihren schmalen Pfaden einen Weg durch das Dickicht bahnten. Es gibt aber noch viele andere, für das Leben der Tiere wichtige Orte in ihren Wohngebieten, zu denen die Tierstraßen führen. Da sind die Suhlen, die während der heißen Stunden des Tropentages mit besonderer Vorliebe von Wasserbüffeln und Nashörnern aufgesucht werden. Sie wälzen sich im Morast, bis ihr Körper mit einer dicken Schlammsschicht bedeckt ist, die in der sengenden Hitze schnell zu einer Kruste eintrocknet. Diese zweite Haut erschwert es den blutsaugenden Insekten und Spinnentieren, mit ihrem Rüssel zu den Blutgefäßen vorzustößen. Andere Tierstraßen führen zu den Äsungsplätzen, wo die Tiere ihre Mahlzeiten einnehmen, oder zu den „Betten“, den Ruheplätzen, auf denen sie schlafen.

So sind die Wohngebiete, die Territorien der Tiere, durchzogen von einem weitverzweigten Netz von Wechsellinien. Ich bin ihnen gefolgt, zu Fuß oder auf dem Rücken des Reitelefanten sitzend, habe sie gemessen und von den Fährten abgelesen, wer sie benutzte. Sie führten mich mit Sicherheit zu den Tieren, die ich beobachten wollte. Eigentlich begann jede Feldforschung, wie der Zoologe seine Arbeit in freier Wildbahn nennt, mit der Aufstellung eines Terminkalenders, in den meine Frau und ich eintrugen, zu welcher Zeit und an welchem Ort wir welche Tiere trafen. Auf diesen Zeitplan konnten wir uns in den nächsten Wochen verlassen, denn das Tier lebt in einem Raum-Zeit-System. Es führt zur gleichen Stunde am gleichen Ort täglich bestimmte Handlungen aus. Das afrikanische Spitzmaulnashorn scheuerte sich seinen Bauch an der umgefallenen Akazie nicht einmal am Morgen, am nächsten Tage zur Mittagszeit und wieder an einem anderen Tage während der Nacht, sondern stets am Spätnachmittag zwischen 17 und 18 Uhr. Die indischen Panzernashörner trafen wir mit größter Wahrscheinlichkeit kurz nach Sonnenaufgang auf den Äsungswiesen an, suchten sie aber dort nach 10 Uhr vergeblich, denn zu dieser Zeit lagen sie in ihren Suhlen, und wir konnten sie gegen Abend wieder auf der gleichen Wiese wie am Morgen, sogar auf demselben Platz dieser Wiese, antreffen. Auf allen diesen Wanderungen benutzten sie die Wechsel.

Solche Wildpfade gibt es aber nicht nur auf dem Lande. Sie sind unter Wasser im Reich der Fische genauso wie auf den Bäumen oder in der Luft nachzuweisen. Das Sporttauchen hat uns über die Wohngebiete der Fische und ihre Wechsel im bunten Korallenriff Auskunft gegeben. Von den großen Raubvögeln, den Adlern und Lämmergeiern, wissen wir, daß sie bestimmte Flugstraßen benutzen, die sie durch solche Gebiete ihres Jagdrevieres führen, wo die Aufwinde ihnen günstige Flugbedingungen verschaffen.

Affen habe ich selbst lange genug beobachtet, um zu wissen, wie sie immer wieder dieselben Wege in den Baumkronen begehen, denselben Ast als Trampolin benutzen, um sich von ihm auf den nächsten Baum schnellen zu lassen, bis sie ihren Futterplatz oder ihren Schlafbaum erreicht haben.



Die Colobusaffen wandern auf festgelegten Pfaden durch die Wipfel der Bäume. Nur im Zoo kommen sie auch zum Boden herab. Ihr auffallend schwarzweiß gefärbtes Fell benutzen sie zum Markieren ihrer Wohngebiete. Auf den Zweigen der Bäume springen sie auf und ab, wobei die weißen Haarbehänge an den Schultern und auf dem Rücken wie Fahnen wehen. Dieses Verhalten zeigen sie jedoch nur, wenn sie am Rande ihres Territoriums einer fremden Horde begegnen.

Auch die Menschen haben ihre Wechsel

Wie im Straßensystem der Menschen, so gibt es auch im Netz der Tierwechsel Kreuzungen, öffentliche und private Wege, Sackgassen, Abzweigungen und bei einigen Tierarten sogar Einbahnstraßen. So konnte ich bei den Guerezaaffen in den Bergwäldern des Meru beobachten, daß die Herde auf ihrer morgendlichen Wanderung von den Schlafbäumen zu den Futterbäumen streckenweise einen anderen Wechsel benutzt, als auf dem Rückweg am Abend. Da sich diese Affen hauptsächlich springend fortbewegen, führt ihr Weg immer schräg zum Boden hinab, den sie jedoch freiwillig nie betreten. Wenn sie die untersten Äste der großen Urwaldbäume erreicht haben, klettern sie am Stamm wieder hoch in die Krone hinauf, um von dort oben aus ihren Weg in gleicher Weise fortzusetzen. Oft lassen sie sich auch viele Meter von den höchsten Zweigen eines Baumes in das tiefer liegende Astwerk des Nachbarbaumes fallen. Auf dem Rückweg müssen sie natürlich diese Strecke kletternd überwinden, also einen anderen Pfad benutzen. So entstehen die Einbahnstraßen. Privatwege, die also von bestimmten Tieren eines Wohngebietes gegenüber anderen Artgenossen verteidigt werden, fand ich bei den Panzernashörnern in Assam. Sie betrachten ihre Äsungsplätze, wie auch ihre Betten, die als kleine Wannen im Dickicht des hohen Elefantengrases liegen, offensichtlich als ihren persönlichen Besitz. Die Nebenstraßen, die von den gemeinsam benutzten Hauptstraßen abzweigen und zu den Äsungsplätzen und Betten der einzelnen Tiere führen, schließen sie in ihren „Privatbesitz“ mit ein und gestatten es anderen Artgenossen nicht, diese Privatwege zu betreten. Ich könnte noch viele andere, interessante Beobachtungen über die Straßen der Tiere berichten, glaube aber, daß die bereits geschilderten Tatsachen genügen, um zu zeigen, wie die Tiere in freier Wildbahn durchaus nicht kreuz und quer durch Steppe und Urwald laufen, sondern ähnlich wie wir Menschen bestimmte Territorien bewohnen und sich innerhalb dieser Gebiete auf festgelegten Pfaden bewegen. Diese Feststellungen lassen sich natürlich auch bei einem Besuch im zoologischen Garten treffen. Besonders geeignet sind dafür die Wintermonate, weil sich im Schnee deutlich die Wechsel abzeichnen. Überraschende Entdeckungen werden wir auch machen, wenn wir einmal uns selbst und unsere Mitmenschen beobachten. Verhalten wir uns nicht ähnlich, wie das Tier in freier Wildbahn, wenn wir morgens unseren Weg zur Arbeitsstelle oder zur Schule gehen? Wir überqueren die Straße immer wieder an derselben Stelle, obwohl wir noch viele andere Möglichkeiten hätten, auf die andere Straßenseite zu gelangen. Wir laufen sogar immer wieder auf der gleichen Straßenseite, warten an der Haltestelle immer wieder auf demselben Fleck, bis die Straßenbahn kommt, steigen auch immer wieder in einen bestimmten Wagen zu, wenn die Möglichkeit besteht, und haben unseren Stammpfad im Speiseraum. Wir können sogar sehr ärgerlich sein, wenn ein neuer Kollege, weil er die „Besitzverhältnisse“ im Betrieb noch nicht kennt, diesen Platz einnimmt. Es ließen sich hier noch zahlreiche andere Beispiele anführen, die deutlich zeigen, daß Tier und Mensch sich ähnlich verhalten, wenn sie auf den von ihnen selbst gewählten Pfaden durch ihre Territorien wandern.

Schließlich aber bleibt noch die Frage offen, warum Zoologen so viel Mühe und Zeit verwenden, um festzustellen, welche Wege die wilden Tiere in ihrer Heimat benutzen, wie

groß ihre Territorien sind und welche Handlungen sie zu bestimmten Tageszeiten vollführen. Hat diese Forschungsarbeit überhaupt einen praktischen Wert? Ja, den hat sie. Ohne die Kenntnis der Lebensweise einer Tierart ist es nicht möglich, ihr den dringend erforderlichen Schutz zu bieten. Es wird uns nur möglich sein, die gefährdeten, vom Aussterben bedrohten Tiere zu retten, wenn wir genau wissen, welche Anforderungen sie an ihre Umwelt stellen. Erst durch diese Kenntnis werden wir befähigt, die geeigneten Landschaften auszusuchen und sie zu Schutzgebieten zu machen. Die „freie Wildbahn“ der Zukunft wird eine vom Menschen behütete, gehegte und gepflegte Wildnis sein. Der Mensch wird und muß auch in den Nationalparks und Reservaten hin und wieder als Jäger auftreten, um das natürliche Gleichgewicht innerhalb der Tierbevölkerung wiederherzustellen. Keine Tierart darf sich auf Kosten einer anderen in dem Schutzgebiet ausbreiten. Auch dort, wo der Mensch bemüht ist, die Natur möglichst unberührt zu erhalten, ist er gezwungen, ihr Herr und Meister zu werden. Er hat die Herrschaft über die Natur angetreten, nun muß er sie mit Verantwortung und Achtung ausüben.

Prof. Dr. Wolfgang Ullrich

Vom Orang-Utan

Über das Verhältnis des Menschen zum Affen

Es ist kein Zufall, wenn in zoologischen Gärten, die auch Menschenaffen zeigen, diese auf seine Besucher eine große Anziehungskraft ausüben. In den Menschenaffen erkennen wir die Tiere, die uns Menschen stammesgeschichtlich, also auch anatomisch, physiologisch und psychologisch am nächsten stehen. In ihrer Körperform, ihrem Gesichtsausdruck und ihren Verhaltensweisen — damit sind auch die „geistigen“ Leistungen mit gemeint — drängen sich uns, dem höchstentwickelten Lebewesen, zwangsläufig Vergleiche auf. Wir entdecken in ihren Bewegungen, beim Essen, Spiel, Kraftprotzen (Imponieren), Streit, Schlaf, in ihren Gebärden, im Wechsel der Stimmung oder Laune usw. oft soviel Ähnliches, daß auch der Nicht-Zoologe die nahe biologische Verwandtschaft zum Menschen erkennen kann.

Wenn es auch noch sehr viele Zoobesucher gibt, denen die Affen nichts anderes als Karikaturen des Menschen bedeuten und vor deren Gehege sie allein in der Belustigung und im Spaß über die „Zerrbilder“ des eigenen Ichs ihre Befriedigung suchen und finden, so erhöht sich doch andererseits die Anzahl derer, die dank der unermüdlichen Bemühungen der zoologischen Gärten in der Erfüllung ihrer Aufgaben auf dem Gebiete der Volksbildung zur richtigen Erkenntnis und zum modernen Naturbild im Bereich der Biologie gelangen. Das heißt natürlich nicht, daß man den „Vierhändlern“ nur in ernster Betrachtung gegenüberstehen darf, sondern man soll auch im richtigen Wissen um die Dinge an deren Verhalten und Streichen seine Freude und seinen Spaß haben.

Die Affen sind also weder „Zerrbilder“ des Menschen noch stammen wir Menschen von den heutigen Affen ab. Der Mensch unterscheidet sich vorrangig vom Affen durch seinen

aufrechten Gang, die Fähigkeit zur zielgerichteten produktiven Arbeit, zum Denken, den Besitz der Sprache, den Verstand und die Eigenschaft, vernunftmäßig zu handeln. Die ersten Entwicklungsstufen der heutigen Menschen und Menschenaffen sind aus der gleichen Wurzel, aus auf dem Boden lebenden den Menschenaffen ähnlichen Vorfahren, hervorgegangen. Bis vor etwa zehn Millionen Jahren zeigten beide noch eine gemeinsame Entwicklungslinie. Erst vor rund einer Million Jahre begann sich das Bild des Homo und damit letztlich des heutigen Menschen abzuzeichnen. Der Mensch stammt also nicht von den heutigen Menschenaffen ab, wie nicht selten immer noch auf Grund falscher Vorstellungen, mangelnden Wissens und von Mißverständnissen behauptet wird. Manche Menschen sehen auch noch eine Entwürdigung ihrer selbst darin, wenn die Menschenaffen als unsere nächsten biologischen Verwandten genannt werden. Der Mensch nimmt keineswegs in der Natur eine isolierte Stellung oder einen im Metaphysischen liegenden Platz ein, die er sich selbst so gern zuschrieb, sondern ist nur ein Glied des Naturganzen. Er ist Mitglied einer Gruppe, einer zoologisch-systematischen Ordnung, der auch die Halbaffen, Neuweltaffen, Altweltaffen und Menschenaffen angehören und in der er als Homo sapiens — die wissenschaftliche systematische Bezeichnung des Menschen — die Spitzenstellung einnimmt. Diese Ordnung führt die Bezeichnung Primaten (Herrentiere). Die einen Teil davon bildende Super- oder Überfamilie Menschenähnliche Affen (Hominoidea) umfaßt die Familien der Menschenaffen (Pongidae), Gibbons (Hylobatidae) und der aus dem Tierreich herausragenden, also die Spitzenstellung einnehmenden Menschen (Hominidae). Schon Charles Linné hatte, obwohl seine Einteilung des Tierreichs mit der Abstammung nichts Gemeinsames zeigte, die Stellung des Menschen in der Zoologie annähernd richtig erkannt, indem er ihm in seinem System den höchsten Platz einräumte und der Gattung Homo und der Art sapiens, d. h. der Verständige, in der Nomenklatur zuwies. Der gleichen Gattung ordnete nun Linné merkwürdigerweise noch eine zweite Art zu: Homo troglodytes. Das ist kein anderes Lebewesen als der Schimpanse (heute Pan troglodytes). Es ist nichts bekannt, daß seine Zeitgenossen daran erschrocken oder gar darüber entsetzt waren. In früheren Jahrhunderten sah man nämlich im Schimpansen häufig einen Pygmäen, also einen menschlichen Zwerg. Kaum ein Mensch fand etwas Anstößiges daran. Die später so angezweifelte und heftig angefochtene Verwandtschaft des Menschen mit dem Affen liegt in seiner Auslegung also zumindest zum Teil mit bei Linné begründet.

Dem Europäer waren die Affen ursprünglich fremde Tiere. Nicht zuletzt wurden sie früher als Zeichen des Fremdländischen, des seltsamen Exotischen zum Zwecke der Sensation und Attraktion nach Europa gebracht. Die Abstammungslehre war noch stark umstritten, und wieviele Menschen wußten schon etwas davon oder nahmen es gar ernst damit! In Afrika und Südasien, dem hauptsächlichsten Verbreitungsgebiet der „Vierhänder“, sind die Affen für die Einheimischen eine von Kind an völlig bekannte und vertraute Erscheinung und ein Glied ihrer belebten Umwelt. Dadurch, daß sie ohne irgendwelche Vorurteile vieles Gemeinsame und Ähnliche in diesen Tieren sahen, sind sogar einige Arten in die Mythologie (z. B. die Gorillas in Afrika und die Orang-Utans auf Sumatra und Borneo), in den Götterkult und in die Religion (z. B. die als heilig verehrten Hulmans in Indien) eingegangen. Besonders die auf niederer Kultur- und Zivilisationsstufe stehenden

Völker fühlen und nehmen den Abstand zwischen Menschen und Affen weit weniger prinzipiell.

Wie bereits angeführt, gehören die in Asien lebenden Orangs neben den in Afrika beheimateten Schimpansen, Bonobos (Zwergschimpansen) und Gorillas zu den Menschenaffen. Weniger Ähnlichkeiten zeigen die Gibbons zu den eben genannten Arten; sie werden daher als getrennte Familie (Hylobatidae) geführt und den eigentlichen Menschenaffen nur beigeordnet.

Sir A. Keith hat nach anatomischen Gesichtspunkten die Menschenaffen mit den Menschen verglichen. Bei diesen Untersuchungen stellte er von 1065 anatomischen Merkmalen folgende Relationen fest: 312 werden nur beim Menschen gefunden, 396 stimmen beim Schimpansen, 385 beim Gorilla, 354 beim Orang-Utan und 117 beim Gibbon mit dem Menschen überein. Weiterhin sind natürlich bei derartigen Vergleichen auch die physiologischen, psychologischen und andere Gesichtspunkte zu berücksichtigen. Noch ein anderes Beispiel: Im Jahre 1938 waren im Landeskriminalamt Dresden die Fingerabdrücke von etwa 400 000 Menschen in einer Kartei erfaßt. Man unternahm einen Versuch, indem man unter diese eine kleine Anzahl im Dresdner Zoo abgenommener Fingerabdrücke von Menschenaffen einschob. Selbst erfahrene Kriminalbeamte waren nicht in der Lage, die letzteren mit voller Sicherheit von menschlichen Fingerabdrücken zu unterscheiden.

Aus der Stammgeschichte des Orangs und von der Herkunft seines Namens

Von der Stammesgeschichte (Phylogenie) des Orang-Utans (*Pongo pygmaeus*) ist nur wenig bekannt. Mit großer Wahrscheinlichkeit zweigte sich seine Entwicklungslinie von der, die später zum Gorilla und Schimpansen führte, schon früher ab. Die getrennte Entwicklung des Orangs begann etwa in der zweiten Hälfte des Miozäns, während sich die Vorfahren der Gorillas und Schimpansen nur bis in das später anschließende Pliozän (geologische Zeitabschnitte innerhalb des Tertiärs oder der Braunkohlenzeit) zurück verfolgen lassen. Diese gattungsmäßige Aufspaltung der Entwicklungslinien vollzog sich also in der Zeit vor etwa zehn bis einer Million Jahren.

Die Verbreitung des Orang-Utans erstreckt sich heute über die Großen Sundainseln, Sumatra und Borneo. Im Pleistozän, also am Ende des Tertiärs vor etwa einer bis drei Millionen Jahren, kam die Gattung *Pongo* in weiteren Gebieten Südostasiens, auch auf dem Festland, vor. Funde sind in Südchina und Indochina bekannt geworden.

Der Name Orang-Utan entstammt dem Malaischen und heißt nichts anderes als „Waldmensch“. Von den einheimischen Volksstämmen in seinem engeren Verbreitungsraum wird er „Mias“ oder auch „Monyet Merah Besar“ genannt. Das bedeutet „großer roter Affe“. Als „Lutung Merah“ werden im Gegensatz dazu die bisweilen rostroten Insel-Languren (eine Artengruppe der Schlankaffen, zu denen z. B. auch die heiligen Affen Indiens, die Hulmans, gehören) bezeichnet. Die Menschen jener Gebiete, die den auf noch



Orangmutter Suma II mit ihrem Neugeborenen, das sich an den langen Haaren des mütterlichen Fells festklammert.

sehr niedriger Kultur- und Zivilisationsstufe stehenden Volksstämmen angehören, werden von den Malayan auch als Orang-Kubu bezeichnet. Die Malayan sahen demnach keine offensichtlichen Gegensätze zwischen den auf Bäumen lebenden Orang-Utans und den auf dem Boden wohnenden noch nomadisierenden Urwaldmenschen. Man glaubt dort — der Aberglaube ist bei diesen Volksstämmen noch weit verbreitet —, es handele sich bei den Orang-Utans auch um Menschen, die jedoch aufs Sprechen verzichten oder ihre Sprache verleugnen, um nicht arbeiten zu müssen. Deshalb seien sie auch in den tiefsten Urwald geflüchtet.

Aus der Biologie des Orang-Utans

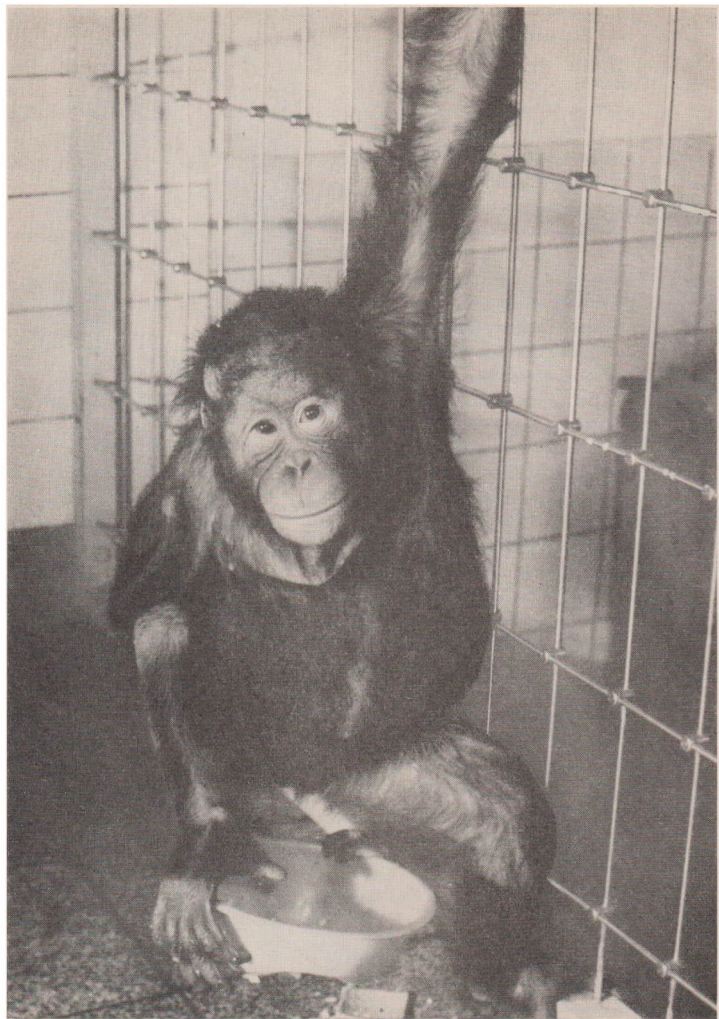
Die feuchtheißen Urwälder im Vegetationsbereich des tropischen Regenwaldes, die den größten Teil Sumatras und Borneos bedecken, sind der Lebensraum der Orang-Utans. Mit Hilfe ihrer unwahrscheinlich langen, kräftigen Arme hangeln und schwingen sie sich von Ast zu Ast. Sie bevorzugen Waldungen mit starken ineinander greifenden Ästen und Baumkronen. Zu großen Sprüngen, wie wir es von anderen Affenarten kennen, sind sie nicht befähigt. Die im Vergleich zum Menschen fast doppelt so langen und starken Hände — der Daumen ist allerdings sehr klein und nur gering entwickelt — dienen dabei als Hangelhaken. Bei aufgerichtetem Körper reichen die Arme bis zu den Knöcheln herab. Im Gegensatz dazu sind die Beine verhältnismäßig kurz. Die große Zehe ist den übrigen Zehen entgegenstellbar, so daß die Füße als Klammerorgan benutzt werden können. Nur sehr selten sucht der Orang den Boden auf, wo er sich nur schwerfällig fortbewegt. Im aufgerichteten Gang tritt er nur mit den äußeren Fußrändern auf. Unsicher und nur wenige Schritte legt er so zurück. Nicht oft und nur ausnahmsweise ist er dabei zu beobachten, obwohl sich die Orangs im Zoo auf Grund der gegebenen Haltungsbedingungen häufiger am Boden aufhalten. Infolge ihrer Lebensweise haben sich die Orangs unter den Menschenaffen am vollkommensten dem Leben auf Bäumen angepaßt.

Der Körper des Orangs ist von rostroten langen zottigen Haaren bedeckt. Sie halten das Regenwasser, das an ihnen herabläuft und abtropft, von der Körperhaut fern. Die jährliche Niederschlagsmenge übersteigt auf Sumatra und Borneo 200 cm. Die Orangs erreichen eine stattliche Größe. Bei Männchen kann sie vom Scheitel bis zur Sohle maximal 180 cm betragen. Die Weibchen bleiben etwas kleiner. Ebenso verhält es sich mit dem Gewicht. bei alten starken Männchen sind bis über 100 kg — im Durchschnitt jedoch meistens 75 kg — bei Weibchen bis zu etwa 70 kg festgestellt worden. Das Geburtsgewicht liegt bei etwa 2 kg, seltener erreicht es bis zu 2,5 kg. Die Fortpflanzungsfähigkeit beginnt in der Regel zwischen 8 und 9 Jahren; die Pubertät setzt bereits früher ein. Bezüglich des Höchstalters gibt es keine einheitlichen und übereinstimmenden Angaben. Lange Zeit wurden meistens 25 Jahre genannt. Gesunde Tiere können jedoch bei guter Haltung über 40 Jahre alt werden, wie dies ein Paar Orangs im Zoo Philadelphia (USA) in ausgezeichnete Weise zeigt.

Im zunehmenden Alter bilden sich bei beiden Geschlechtern Kehlsäcke aus, die bald bei den Männchen erheblich größere Ausmaße annehmen. Bis über 6 Liter Fassungsvermögen sind bei ihnen festgestellt worden. Diese eigenartige Bildung dient als Resonanzboden, also als Lautverstärker, für die dumpf dröhnenden Gesänge der älteren Männchen, die jedoch nur selten zu hören sind. Alte Männchen besitzen vielfach breite Backenwülste, die aus Bindegewebe und Fett bestehen. Sie stellen ebenso wie der große Kehlsack, der stärkere Kinn- und Backenbart und einige weitere Kennzeichen sekundäre Geschlechtsmerkmale dar. Die Kaumuskulatur und der massige Unterkiefer sind äußerst kräftig entwickelt. Daraus läßt sich schließen, daß die Orangs in ihrer Heimat auch sehr harte Nahrung zu sich nehmen. Neben verschiedenen Früchten, Beeren, Trieben, Blättern, Rinden usw. bevorzugen sie die hartschaligen und mit Spitzen bewehrten Durianfrüchte. Diese fast kopfgroßen Gebilde, die allerdings nach faulen Zwiebeln und altem Käse riechen, aber trotzdem wegen des besseren Geschmacks bei vielen Tieren begehrt sind, werden von den Orangs mit Leichtigkeit geöffnet.

Im Hocksitz, mit gespreizten Beinen, sitzt das Orangkind auf der Hüfte der Mutter. Diese Traghaltung finden wir auch bei vielen Völkern, die ihre Kinder nicht in einen Kinderwagen packen.





Ein halbwüchsiges Orang-Utan-Weibchen. Deutlich ist der Kehlsack zu erkennen.

Im Zoo enthält der Speisezettel im allgemeinen folgende Nahrungsstoffe:

Morgens: Weiß- und Schwarzbrot, Apfelsinen, Bananen, Äpfel, Blattsalat, schwacher schwarzer oder Pfefferminztee mit etwas Zucker, auch Traubenzucker, gesüßt und mit frisch ausgepreßtem Zitronensaft versetzt. Alles wird lauwarm verabreicht.

Mittags: Grieß-, Reis- oder Haferflockenbrei mit Milch gekocht und mit etwas Zucker gesüßt, wenn nötig zur Appetitsanregung mit etwas Fruchtsaft übergossen. Jeden zweiten Tag Ei roh oder leicht gekocht. Gelegentlich auch gekochte Kartoffeln. Alles ist lauwarm zu verabreichen.

Nachmittags: Bananen, Äpfel, Möhren, Blattsalat, Nüsse, Feigen, anschließend Weiß- oder Schwarzbrot, bei Bedarf noch etwas Tee wie morgens anbieten.

Je nach Jahreszeit werden noch weitere Früchte, wie Kirschen, Pfirsiche, Aprikosen, Erdbeeren und verschiedene Gemüse angeboten. Gelegentlich kann man auch, um den Eiweißanteil weiter zu erhöhen, etwas gekochten mageren Fisch oder gekochtes mageres Geflügel (Taube, Hähnchen) oder Kalbfleisch geben. Hinzu kommen noch während der wärmeren Jahreszeit belaubte Zweige und vor allem je nach Qualität und Gehalt des Futters und den Jahreszeiten angemessen ausreichend Vitamin- (besonders A, B, C, D, E) und Mineralstoffzugaben. Dem hohen Vitaminbedarf dieser Tiere gilt es immer Rechnung zu tragen.

Über das Familienleben der Orangs in der freien Natur ist noch wenig bekannt. Meistens scheinen sie im Familienverband zusammenzuhalten. Aber auch einzelne oder mehrere Weibchen mit ihren Jungen, ebenso auch ältere Männchen sind schon mehrfach allein angetroffen worden. Die Kinder verbleiben meistens bis zu Beginn der Geschlechtsreife im Familienverband, wenn auch in den letzten Jahren nur noch im lockeren Kontakt, so daß die Mutter oft zwei, sehr selten jedoch drei Junge mit sich führt. Die erneute erfolgreiche Begattung erfolgt normalerweise erst beim Abklingen oder am Ende der Laktationsperiode. Je nach Nahrungsreichtum des Waldes durchstreifen die Orangs futtersuchend ein mehr oder weniger großes Territorium. Andere bleiben im oder wechseln das Territorium.

Schon vor Beginn der kurzen Dämmerung suchen sie sich in den Baumkronen geeignete Astgabeln aus, in denen sie ihre Schlafnester bauen. Stärkere Zweige werden von mehreren Seiten zusammengebogen oder gebrochen und lose ineinander geschoben. Auf diese stabile Unterlage wird dann leichteres, weiches Zweig- und Blattmaterial aufgeschichtet. Zum Schutz gegen Nässe decken sie sich auch oft mit großblättrigen Zweigen zu. Morgens sollen sie erst sehr spät „aufstehen“. Auch im Zoo bedecken sich die Orangs nachts gern mit Decken; manche wickeln sich regelrecht in diese ein, wie es auch die Orangs im Dresdner Zoo tun. Als im Jahre 1898 in der Schönbrunner Menagerie zu Wien ein Orang aus seinem Käfig entkam und bis zum Abend noch nicht wieder eingefangen werden konnte, legte das Tier auf einer mächtigen Platane mehrere Schlafnester an. Auch die mehrjährigen jungen Orangs im Berliner Zoo, die an warmen Tagen mehrere Stunden im Garten freien „Ausgang“ erhalten, üben in geschickter Weise diese Gewohnheit zum Vorteil für ihr Gedeihen, zum Nachteil für das Aussehen der Bäume.

Ähnlich wie in ihrer unterschiedlichen äußeren Erscheinungsform, im Gewicht, in der Größe, im Bartwuchs usw. sind die Orangs auch in ihrem Verhalten und Wesen, wie wir

das auch von den anderen Menschenaffen kennen, individuell verschieden geprägt. Man kann hier sogar von gewissen „Charakteren“ sprechen. Im allgemeinen ist der Orang der ruhigste Vertreter der Menschenaffen. Er gilt als der „Phlegmatiker“ unter ihnen, was sein Temperament anbetrifft. Seine Bewegungen sind bedächtig und ausgeglichen. Nähern sich ihnen Menschen im Urwald, so stürzen sie nicht in wilder Flucht davon, sondern bleiben, wenn auch mißtrauisch, reglos und still, vorausgesetzt, daß ihnen nicht nachgestellt wird, im dichten Geäst verborgen, bis die Passanten wieder verschwunden sind. Im Erregungszustand lassen sie schmalzende und leise grunzende Laute ertönen. Sonst verhalten sie sich meist schweigsam bis auf den bereits genannten dröhnenden „Gesang“ der Männchen, der allerdings auch in stark abgeschwächter Form von den Weibchen hervorgebracht werden kann. Da diese auffällige und seltsame Lautäußerung besonders nach Einbruch der Dämmerung zu vernehmen sein soll, steht sie möglicherweise mit der Territoriumsabgrenzung im Zusammenhang.

Als Feind des Orangs kommt neben dem Menschen höchstens noch der Leopard in Frage, der ebenfalls kletternd wohl nur jüngeren Tieren gefährlich werden könnte. Mit dem auf dem Boden lebenden Tiger (auf Sumatra) kommen sie kaum in Berührung.

Besonderheiten in der Haltung und Pflege des Orang-Utans

Für eine lange und erfolgreiche Haltung der Menschenaffen, insbesondere der Orangs und Gorillas, sind eine ganze Reihe von Voraussetzungen erforderlich, wie wir sie in dem hohen Maße nur noch bei wenigen anderen sehr empfindlichen Zootieren als unumgänglich kennen.

Die Tiere werden in geräumigen, lichten, gut durchlüfteten Räumen untergebracht, denen jeweils auch ein entsprechender möglichst teilweise sonniger Außenkäfig angeschlossen ist. Als Innentemperatur haben sich 23 bis 25 °C bei hoher relativer Luftfeuchtigkeit, etwa 85 bis 90%, als vorteilhaft erwiesen. Ebenso beanspruchen die Orangs eine ausreichende Bodenwärme, gute Bewegungsmöglichkeiten wie Kletterbäume, an denen die Orangs hangeln können, Autoreifen als „Nestersatz“, dicke Seile zum Klettern und Schwingen. Abends bedecken sich die Tiere gern mit einer Wolldecke. Die Innenkäfige sind vom Besucherraum durch große Glasscheiben abzutrennen. Dadurch ist ein besserer Infektionsschutz gewährt — die Menschenaffen sind für fast alle ansteckenden Krankheiten des Menschen, besonders Erkältungskrankheiten, empfänglich — und das Zuwerfen von Futter und anderen Gegenständen durch Besucher wird ebenso wirksam verhindert. Große Aufmerksamkeit und Bedeutung sind den Hygienemaßnahmen beizumessen. Peinlichste Sauberkeit steht obenan, um pathogenen Bakterien den Nährboden zu entziehen und Infektionsgefahren entgegenzuwirken. Ebenso sind die Exkremente umgehend gründlich zu entfernen, damit Reinfek-

tionen mit Eiern parasitischer Würmer und ebenso bakteriologisch bedingte Erkrankungen, die nicht immer bei allen Tieren offen zutage treten müssen (z. B. Salmonellose), weitgehend vermieden werden. Bei den täglichen Reinigungsarbeiten müssen daher mindestens einmal geeignete Desinfektionsmittel angewandt werden. Mit Fliesen bekleidete Wände und ritzenfreier Fußboden erleichtern die hygienischen Maßnahmen. Sie sind auch den biologischen Gesichtspunkten bei entsprechender Inneneinrichtung nicht abträglich. Die Bestrahlung der Käfige mit ultraviolettem Licht ist außerdem als zusätzliche Flächen-, Luft- und Raumdesinfektion ratsam. Selbstverständlich sind auch laufende parasitologische und bakteriologische Kotuntersuchungen sowie eine ständige ärztliche Beobachtung und Betreuung.

Eine vielseitige, abwechslungsreiche und biologisch vollwertige Ernährung versteht sich von selbst. Ein Beispiel der Fütterungsanweisung für Orangs ist bereits angeführt worden. Nur frische und einwandfreie Futterstoffe im gesäuberten Zustand dürfen verwendet werden. Um volle Sicherheit zu gewährleisten, sollte man besonders das Obst, die Früchte und das Gemüse in einer warmen Kaliumpermanganatlösung waschen. Die zur Verfütterung gelangende Milch und Eier sind nur aus garantiert gesunden Rinder- und Hühnerbeständen zu beziehen, um die Gefahr der Tuberkuloseübertragung auszuschalten. Auch die zubereiteten Nahrungsmittel sollte man vor der Verabreichung kurz mit ultraviolettem Licht bestrahlen. Um allen individuellen fütterungstechnischen Erfordernissen und Ansprüchen gerecht zu werden, ist in den Menschenaffenstationen eine kleine spezielle Futterküche eingerichtet. Also auch der Futterhygiene ist vollste Aufmerksamkeit zu schenken.

Die persönliche Hygiene des Pflegepersonals ist hierbei selbstverständlich. Personen mit infektiösen Krankheiten, selbst auch mit einem „harmlosen“ Schnupfen, dürfen die betreffenden Räume in keinem Falle betreten. In den meisten Menschenaffenstationen baut man aus diesem Grunde auch für die Wartungsräume UV-Schleusen ein. Der Prophylaxe wird in jeder Hinsicht allergrößter Wert beigemessen, da die ärztliche Behandlung, zu der in bestimmten Fällen auch Humanmediziner hinzugezogen werden, bereits erkrankter Menschenaffen auf erhebliche oft auch unüberwindliche Schwierigkeiten stößt.

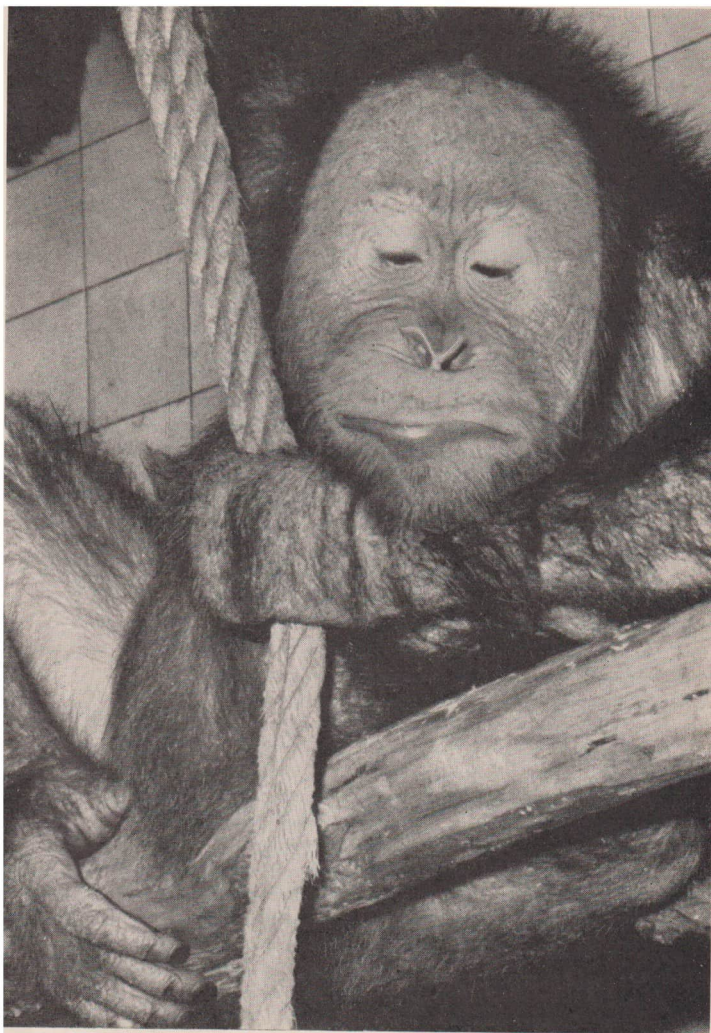
Jedoch mit einer exakten und gewissenhaften materiellen, manuellen und prophylaktischen Pflege der Menschenaffen allein ist es nicht getan. Sie benötigen ebenso eine dem Wesen und Verhalten dieser Tiere angepaßte psychische Betreuung. Besonders bei Einzeltieren und mutterlosen Jungtieren ist dies von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Neben der üblichen Ausbildung der Zootierpfleger werden hier spezielle Kenntnisse über das Verhalten, die Gewohnheiten, ja schließlich über die gesamte Biologie dieser heiklen Pfleglinge von den Betreuern verlangt. Sie müssen die individuellen Eigenheiten, die Gefahren, die nötigen Sicherheitsvorkehrungen beim Umgang mit diesen Tieren kennen. Die sehr sensiblen Orangs wollen mit Einfühlungsvermögen und Fingerspitzengefühl behandelt sein. Leicht nehmen sie eine spontane unüberlegte Handlung oder Reaktion übel. Einerseits muß der Pfleger die nötige Courage und Energie besitzen, um sich bei den kräftigen „Vierhändlern“ durchsetzen zu können, andererseits darf er sich ihr Vertrauen nicht verscherzen und muß so lange wie nur möglich, auch bei älteren Tieren, einen guten Kontakt zu ihnen bewahren. Immer wieder muß er ihnen in bestimmter Form seine Überlegenheit demonstrieren. Offenkundige Angst erkennen die Menschenaffen; sie verlieren den Respekt und

der Pfleger hat, anstatt Herrscher über sie zu bleiben, verloren und wird kaum noch mit ihnen fertig werden.

Schon diese kurze Darstellung zeigt, welche vielseitigen Voraussetzungen für eine fachgemäße Pflege und Betreuung auf der Basis der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse erforderlich sind. Nur eine gute umfassende Pflege der Orangs kann zu ihrer Fortpflanzung führen. Sie ist Maßstab und Wertmesser für ihre richtige biologische und tiergärtnerische Haltung.

Weshalb sind Orangeburten in zoologischen Gärten selten?

Es gibt eine ganze Reihe von Gründen, weshalb Orangs nur selten in zoologischen Gärten gehalten werden. Die nötigen geeigneten Voraussetzungen für die Unterbringung dieser empfindlichen und sehr heiklen Pfleglinge waren nur in wenigen Zoos vorhanden. Häufige Mißerfolge in der Haltung und das damit verbundene Risiko bei relativ hohem Anschaffungspreis nahmen vielen Zoodirektoren den Mut, es überhaupt oder erneut zu versuchen. Die Verlustquote schon während des langen sechs- bis achtwöchigen Schiffstransportes war ziemlich hoch, so daß sich dies zusätzlich auf die Preisgestaltung ungünstig auswirkte. Häufig kamen bereits beschädigte und gesundheitlich angeschlagene Tiere nach Europa, denen dann meist nur eine kurze Lebenszeit beschieden war. So gab es nur wenige Zuchtpaare dieser imposanten Menschenaffen in zoologischen Gärten, z. B. in Berlin, Dresden, Philadelphia und Düsseldorf. Aber nur bei einem Teil der Geburten gelang die vollständige Aufzucht. Erst nach 1945, als die zoologischen Gärten in aller Welt wieder neuen Auftrieb erhielten, kamen in größerer Zahl Orangs nach Europa und Amerika in den meisten Fällen per Luftfracht, so daß die Reisestrapazen und die damit verbundenen Gefahren auf ein Minimum herabsanken. Die erkennbaren Erfolge in der Haltung durch bessere Unterbringung und die Anwendung moderner Erkenntnisse in der Fütterung und Pflege ermutigten auch andere zoologische Gärten, Orangs anzuschaffen. Hierbei ist besonders das Verdienst des ehemaligen Dresdner Zoodirektors Prof. Dr. Brandes hervorzuheben, der durch seine bahnbrechenden Aufzucht- und Haltungserfolge von Orangs neue vielversprechende Wege wies. In den letzten Jahren konnte nun schon erfreulicherweise eine ganze Reihe von Zuchterfolgen gemeldet werden, besonders in Europa und Amerika. Es mag sicher interessant sein, eine kurze Rückschau über die Einfuhr und Haltung der Orangs zu geben. Nachdem bereits in den Niederlanden, im Tiergarten des Prinzen von Oranien, und 1808 in Paris Orangs gezeigt wurden, gelangten 1893 die allgemein als die ersten bezeichneten Backenwülster nach Europa. Diese beiden, „Max“ und „Moritz“ getauften Tiere, hatte ein Lübecker Kapitän importiert. Sie wurden in Brüssel und Paris ausgestellt. Wenige Wochen später starben sie an Lungenentzündung. Ein junger Orang wurde bereits schon 1876 von dem damaligen Dresdner Zoodirektor Schoepf erworben. Allerdings ging das Tier schon 14 Tage später ein. Ein weiterer Orang, mit dem Namen „Anton“, kam 1894 zunächst nach Hamburg, übersiedelte dann in den Leipziger Zoo, wo



Buschi II zieht eine Schnurte. Orangs schieben ihre Unterlippe weit vor, um mit dieser Schale das Tropfwasser des Urwaldes aufzufangen.

er etwa nach einem Monat an Tbc starb. Im folgenden Jahr wurde ein Orang in Lübeck gezeigt. Nachdem er noch zwei Monate in Leipzig zu sehen war, gelangte er nach Berlin. In beiden Städten erregte er größtes Aufsehen. Jedoch war ihm nur kurze Zeit beschieden. Er starb an einer Nierenentzündung. Als bisher größten Erfolg ist die Haltung des Orangs „Peter“ im Dresdner Zoo zu werten. Er lebte von 1898 bis 1907. Die erste Orangmutter mit Kind kam im Jahre 1901 nach Leipzig.

Diese Mißerfolge in der Haltung, die man damals in erster Linie auf unser Klima zurückführte, lähmten überall den Mut, ein solches Wagnis erneut zu unternehmen. Über 25 Jahre lang kamen kaum noch Orangs nach Europa. Lediglich kurz vor dem ersten Weltkrieg wurde dem Zoo in Amsterdam der Orang „Sultan“ geschenkt.

Als 1926 erstmals wieder in Deutschland ein Backenwülster angeboten wurde, griff der Dresdner Zoodirektor Prof. Dr. Brandes frisch entschlossen zu und erwarb das auf den Namen „Goliath“ getaufte Tier. Es war in Anbetracht der bisherigen Fehlschläge ein sehr ernst zu nehmendes Wagnis. Der längste Haltungserfolg lautete — bis auf eine Ausnahme — nur 13 Wochen. Aber Brandes war nicht leichtfertig. Er ließ einen biologisch zweckvollen Baumnestkäfig bauen. Mit diesen und anderen neuen natürlichen Haltungsbedingungen wurde er nicht enttäuscht. Er legte damit den Grundstein für eine neuzeitliche Oranghaltung, die bald als Vorbild für viele europäische und auch amerikanische Zoos galt. Brandes bewies damit, daß sich die empfindlichen Orangs auch in unserer gemäßigten Klimazone lange Zeit halten lassen. Ein Jahr später, im Mai, brachte Brandes eine Orangmutter mit einem männlichen Säugling nach Dresden. Er wurde am 18. April 1927 bei der Fahrt durch das Rote Meer geboren. „Suma“, die Orangmutter, pflegte ihren Sprößling trotz Reisedstrapazen und veränderter Umweltbedingungen, so daß das Jungtier normale natürliche Ernährungsvoraussetzungen in Anspruch nehmen konnte. Bald hatte sich dieses große Ereignis weit über die Grenzen von Dresden hinaus herumgesprochen. Als wissenschaftlich geschulter Forscher und Praktiker zog Brandes den Säugling „Buschi“ persönlich auf. Die erstmalige Gelegenheit, ein Tier zu pflegen, dessen Alter genau bekannt war, nützte er gründlich aus. Er beobachtete, registrierte und konnte eine große Zahl wertvollster Aufzeichnungen, Erfahrungen und Erkenntnisse sammeln. Der inzwischen weltberühmt gewordene „Buschi“ entwickelte sich bis zum kräftigen Backenwülster und wurde mit einem Alter von 13 Jahren zum bis dahin größten Haltungserfolg. Als Ersatz für den schon sehr alten „Goliath“ kam im April 1928 der Orang „Peter II“ nach Dresden. Prof. Brandes wurde somit zum Begründer der modernen Menschenaffenhaltung. Seine überzeugenden Erfolge waren ein Signal für viele zoologische Gärten. Von Jahr zu Jahr knüpften immer mehr große Zoos an das Dresdner Beispiel an.

Der erste junge Orang-Utan, der in einem Zoo gezeugt und geboren wurde, kam im Januar 1928 im Berliner Zoo zur Welt. Insgesamt fünf dieser rostroten Menschenaffen wurden in den folgenden Jahren dort geboren, bis die Zerstörung des Zoos während des letzten Krieges diesen verheißungsvollen Züchterfolgen ein jähes Ende bereitete. Allein das Orangpaar „Adam“ und „Cleo“ brachte es auf vier Junge. „Cleo“ erlitt mit einem schätzungsweise Alter von 30 Jahren gewaltsam bei einem Bombenangriff den Tod. Im Londoner Zoo konnte ein Orang 19 Jahre gehalten werden. Kurz nach der Berliner

Oranggeburt kam in Nürnberg im April 1928 ein Junges zur Welt. Aber schon zwei Monate später mußte es von der kranken Mutter getrennt und nunmehr mit der Flasche aufgezogen werden. „Bobby“, wie es genannt wurde, erreichte ein Alter von nur reichlich 4 Jahren. In Dresden war 1939 noch eine Orangtodgeburt zu verzeichnen.

Die größten Orang-Utan-Importe erfolgten 1927 und 1928. Dem Holländer van Goens war es geglückt, weit über hundert dieser rostroten Tierriesen fast ohne jegliche Beschädigungen zu fangen. Die bekannte deutsche Tierhandelsfirma L. Ruhe, Alfeld/Hannover übernahm diese Menschenaffen und verkaufte sie vornehmlich an die Zoos von Dresden (z. B. „Suma“ und die im Herbst 1928 erworbene für „Buschi“ vorgesehene Spielgefährtin „Bella“), Nürnberg, Düsseldorf, Frankfurt am Main, Philadelphia, Rom, Wien, Berlin und München.

Gute Erfolge in der Oranghaltung wurden außer in Dresden und Berlin auch in Rotterdam, wo mitunter bis zu neun Tiere gezeigt wurden und bisher schon mindestens fünf Zuchterfolge zu verzeichnen sind, und in München erzielt. Von den amerikanischen zoologischen Gärten muß vor allem Philadelphia hervorgehoben werden. Dort wurde im Jahre 1879 erstmals ein Orang gezeigt, der etwas über drei Jahre lebte. Im September 1928 meldete dieser älteste amerikanische Zoo die erste Oranggeburt. Das Paar „Chief-Utan“ und „Maggie“ brachte es auf drei Junge. Das 1931 aus Havanna bezogene Paar „Guas“ und „Guarina“ brachte das erste Junge im Januar 1935. Weiterer Nachwuchs vom gleichen Elternpaar folgte dann in Intervallen von zwei bis drei Jahren. 1952, also nach 17 Jahren, wurde bereits der achte Sprößling geboren. Inzwischen haben sich noch einige Junge hinzugesellt, so daß dieses Paar jetzt eine Rekordleistung von 12 Nachkommen zu verzeichnen haben dürfte. Dabei sind diese Elterntiere jetzt etwa 40 Jahre alt und bereits 30 Jahre im Zoo von Philadelphia. Andere Weibchen brachten weitere sechs Jungtiere zur Welt. Der Gesamterfolg zeigt demnach bisher 18 Jungtiere. Auch in zweiter Generation ist dort bereits schon gezüchtet worden. Damit darf der Zoo Philadelphia sich der bisher erfolgreichsten Oranghaltung und Oranzucht rühmen. Während sich die zoologischen Gärten noch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein glücklich schätzten, Orangs überhaupt zu besitzen und wenigstens einige Jahre halten zu können, zeichneten sich nun seit dem Jahre 1928 immer mehr Zuchterfolge ab.

In den letzten Jahren kamen erfreulicherweise aus aller Welt Nachrichten über Zuchterfolge bei Orangs, so z. B. aus Frankfurt am Main, Rotterdam, London, Detroit, Cleveland, Sydney und natürlich nicht zuletzt aus Dresden. Es besteht die berechtigte Hoffnung, daß sich in den nächsten Jahren noch weitere zoologische Gärten in die Liste der erfolgreichen Oranzucht eintragen werden.

Ist der Orang-Utan vom Aussterben bedroht?

Von dem einstigen großen Verbreitungsgebiet der Orangs ist nicht mehr viel übrig geblieben. Nur in kleinen Räumen der beiden größten Sundainseln werden sie heute noch angetroffen: an der Nordwestküste von Sumatra, in den Wäldern von Achin und in den

Sumpfwäldern von Nordborneo, wo sie zurückgezogen und nirgends mehr häufig leben. Frau B. Harrisson in Sarawak hat sich seit einigen Jahren dankenswerterweise intensiv mit den letzten roten Menschenaffen befaßt und neben eigenen Beobachtungen auch anderes wertvolles Material zusammengetragen. Nach ihren Schätzungen umfaßt der Bestand in der freien Wildbahn nur noch 2500 bis 3500 Exemplare. Niemand kann sie in den zum Teil kaum zugänglichen Urwäldern genau zählen. Andere Schätzungen liegen sogar noch darunter. Diese Feststellungen geben zu äußerster Besorgnis Anlaß und wirken in Anbetracht der starken Dezimierung zumindest während des letzten Jahrhunderts erschreckend. In den zwanziger Jahren, noch in der Zeit der holländischen Kolonialherrschaft, sah sich die damalige Regierung gezwungen, energische Maßnahmen zum Schutze der bedrohten Orangs zu ergreifen. Auch im neuen selbständigen Staat Indonesien blieben diese Gesetze bestehen. Der Fang der Orangs wurde bis auf wenige Lizenzen für Tierfänger verboten. Eine sichere Kontrolle über die Wirksamkeit der Schutzmaßnahmen ist ohne genügend zuverlässige Wildhüter im dichten Dschungel bei der großen Ausdehnung dieses Landes mit seinen sehr langen Küstenlinien nicht gewährleistet. Ein großes Aufgebot von Forstangestellten und staatlichen Kontrollorganen wäre unter diesen erschwerten Bedingungen hierzu erforderlich. So ist es bedauerlicherweise nicht zu vermeiden, daß Angehörige der in den Verbreitungsbereichen des großen Menschenaffen lebenden Volksstämme Jagd auf Orangs betreiben. Die Mütter werden meist getötet und gelegentlich vielleicht auch verzehrt. Die Jungtiere versucht man — sicher nicht ohne große Verluste — aufzuziehen und zu pflegen, bis sie an Tierhändler und Schiffsbesatzungen verkauft werden können. In Umgehung der gesetzlichen Bestimmungen werden die Orangs außer Landes geschmuggelt und gelangen dann über Singapur und Hongkong in den internationalen Handel.

Der Einwand, daß Orangs nur gefangen würden, weil die Zoos diese unbedingt zeigen wollen, ist nicht stichhaltig. Die Belieferung der zoologischen Gärten durch anerkannte Tierfänger bei vertretbarer jährlicher Fangquote wäre ausreichend und wird auch vorgezogen. Allerdings ist nicht immer genau festzustellen, aus welcher Quelle und auf welchem Wege diese Tiere zu uns gelangen. Aber es gibt auch unbefugte Interessenten, wie Schausteller und Liebhaber für lebende Reiseandenken. Die Entscheidung für den Ankauf solcher, in ihrer Herkunft zweifelhafter Tiere, ist nicht leicht und kann mit Gewissensfragen verbunden sein. Sollen diese wertvollen Tiere in die Hände von Unbefugten gelangen, die weder die fachlichen Kenntnisse noch die nötigen Voraussetzungen für eine angemessene Unterbringung besitzen? Sicher wäre ihnen dort kein langes Leben beschieden. Im Zoo sind jedoch die erforderlichen Bedingungen vorhanden und die Aussichten für die Erhaltung des Tieres ungleich größer. Hierüber sind in letzter Zeit schon mehrfach Gedanken ausgetauscht worden. Die Mitglieder des internationalen Zoodirektorenverbandes haben beschlossen, nur Orangs zu kaufen, die mit Lizenz gefangen wurden und Ausfuhrgenehmigung erhielten. Es ergibt sich daraus für die zoologischen Gärten die Verpflichtung, die nötige Sorgfalt und Verantwortung bei der Übernahme der Menschenaffen und hier insbesondere der Orang-Utans walten zu lassen. Diejenigen zoologischen Gärten, die Orangs halten oder dies beabsichtigen, sollten darum bemüht sein, möglichst fortpflanzungsfähige Paare zusammenzustellen und die dafür geeigneten Unterbringungsvoraussetzungen

zu schaffen. Die bereits genannten Züchterfolge in der letzten Zeit rechtfertigen sicher diese Anstrengungen.

Im Bereich unserer Republik hat der Zoologische Garten Dresden bereits im Jahre 1959 damit begonnen. Prof. Dr. Ullrich knüpfte, nachdem schon 1952 Schimpansen, 1961 ein Gorillamännchen und in den ersten Januartagen des Jahres 1963 ein Gorillaweibchen erworben werden konnten, an die berühmte Dresdner Tradition der Menschenaffenhaltung an. Das Orangpaar „Suma II“ und „Buschi II“ brachte bereits 1962 den ersten Züchterfolg. Höchstwahrscheinlich wird es nicht bei einer Einkindfamilie bleiben. Aber auch der Tierpark Berlin beherbergt fünf Orangs, und der Leipziger Zoo besitzt nunmehr auch ein erfolgversprechendes Paar. Der Dresdner Bestand ist inzwischen durch Kauf auf vier Tiere angewachsen.

Außerhalb der Deutschen Demokratischen Republik zählt der Orangbestand des Westberliner Zoos acht Exemplare, unter denen sich drei Paare zur Fortpflanzung eignen. Zwei Orangbabys wurden geboren. Das eine Orangkind starb jedoch nach wenigen Tagen, das andere nach 15 Monaten. Dabei hat die Erfahrung gezeigt, daß die kritische Zeit für die Orangkinder, die von ihren Müttern aufgezogen werden, der Übergang von der Muttermilch zu fester Nahrung ist. Es wird deshalb vorteilhaft sein, die Jungen künstlich aufzuziehen, zumal die Orangmutter in kurzer Zeit wieder schwanger wird, wenn man ihr das Baby nimmt. Andernfalls bringt sie nur aller 4 bis 5 Jahre ein Kind zur Welt. Damit könnten außerdem die Nachzüchterfolge zahlenmäßig wesentlich gesteigert werden. Voraussetzung für das Gelingen der künstlichen Aufzucht ist natürlich der einfühlsame, mit großer Liebe zu seinen Tieren begabte Tierpfleger, der keine Mühe scheut und mit dem Verantwortungsbewußtsein und der Exaktheit des Pflegers menschlicher Babys und Frühgeburten seine besondere Aufgabe erfüllt.

Weitere Orangs stehen in Frankfurt am Main, München, Stuttgart, Nürnberg, Duisburg, Hannover, Gelsenkirchen und in den zoologischen Gärten vieler anderer Länder.

In den sozialistischen Staaten zeigen die Zoologischen Gärten von Moskau, Prag, Wrocław und Peking Orang-Utans.

Es sollten daher alle Möglichkeiten genutzt und keine Mühe gescheut werden, um der Gefahr des Aussterbens dieser imposanten Menschenaffenart entgegenwirken zu können.

Jede Orangegeburt und die erfolgreiche Aufzucht der Nachkommen ist hierfür von großem Wert und hilft mit, eine der neben der Volksbildung höchsten Aufgaben der zoologischen Gärten, die Erhaltung vom Aussterben bedrohter Tiere, zu erfüllen. Es wäre dann auch nützlich, die vorhandenen Oranzuchtpaare aller zoologischer Gärten auf internationaler Ebene zu registrieren und weitere Paare nach den gegebenen Möglichkeiten zusammenzustellen. Ähnliche Maßnahmen zur Erhaltung und Vermehrung der ebenfalls im Bestand gefährdeten Wisente, Davidshirsche, Okapis und Przewalskipferde haben sich bewährt.

Gotthart Berger

Wissenschaftlicher Oberassistent

Aus der Geschichte der Wildtierhaltung in Dresden

Königs Weinberg und das letzte Wild im dortigen Tiergarten

Von Guido Hammer

Der Zeitschrift „Die Gartenlaube“ Nr. 24/25 des Jahrganges 1862 entnommen

Guido Hammer, Maler und Zeichner, geboren am 24. Februar 1821 in Dresden, gestorben am 27. Januar 1898 ebendasselbst, besuchte die Dresdner Kunstakademie und seit 1842 Julius Hübners Atelier und wendete sich als leidenschaftlicher Jäger der Tiermalerei zu. Seine frischen und naturwahren Tier- und Jagdmalereien erfreuen sich großen Beifalls. Die große Dresdner Galerie besitzt von ihm: „Geflecktes Windspiel“ (1852) und „Wildsau mit Frischlingen, von einem Hunde gestellt“ (1860). Er zeichnete auch zahlreiche Illustrationen für die Gartenlaube und Illustrierte Zeitung, zu denen er selbst anziehende Schilderungen schrieb. Selbständig erschienen von ihm: „Hubertusbilder“, „Albums für Jäger und Jagdfreunde“ (Glogau, 1856, 2. Auflage 1877), „Jagdbilder und Geschichten aus Wald und Flur“ (dasselbst, 1863, 2. Auflage 1889).

Königs Weinberg ist eine anspruchslose, aber reizende Villa auf den Höhenzügen des rechten Elbufers, die sich von Pillnitz bis nach Dresden erstrecken, ungefähr in der Mitte zwischen beiden, oberhalb des malerischen Dorfes Wachwitz gelegen, umgeben von Park und Weingehängen, bietet dieser herrliche Besitz dem Auge eine wundervolle Aussicht dar. Unter sich hat man den üppig grünenden Vordergrund der Parkanlagen, welche die am Fuße des Berges liegenden Ortschaften traulich einrahmen. Darüber hin den reizend schönen Blick auf das Elbtal, sowohl stromauf als stromabwärts, nach jener Richtung das blaudentig und in phantastischen Formen aufsteigende Gebirge der Sächsischen Schweiz mit fernem Böhmerlandgebirge, nach dieser hin über freundliche Dörfer, geschmackvolle Villen und prächtige Schlösser auf die getürmte Residenz; mitten hindurch aber der liebliche Fluß, die Elbe. Strebt aber der Blick geradeaus, so gleitet er über die Fläche des herrlichen Stromes nach sanft ansteigenden Fluren und waldigem Hüggelland, bis er endlich von den feinen Linien des Erzgebirges gefesselt bleibt. In noch vollkommenerem Maße genießt man diese bezaubernde Umschau, wenn man durch den, den königlichen Ruhesitz umgebenden Park, der auch noch eine kleine gotische Kapelle mit großem gemaltem Fenster birgt, einem Meisterwerk der modernen Glasmalerei, dessen Urheber Julius Hübner und Scheinert in Meißen sind, weiter hinauf auf das Plateau des Bergrückens steigt. Hier oben erwartete einst den Besucher auch noch ein anderer Genuß, indem daselbst, die höchste Fläche einnehmend, der Tiergarten lag. Er umschloß nicht nur ein Stück mit Kiefernhochwald bestandener Hochebene, sondern auch einen kleinen, reizenden, nach Norden abfallenden Waldgrund, in dessen Tiefe ein rauschendes, silberklares Bächlein

dahinschießt. Auf der Fläche, unter den goldstämmigen Kiefern, standen die Wildraufen und Schuppen, weshalb das Wild — Hoch- und Damwild — zumeist an dieser Stelle sich aufzuhalten pflegte; und hier war es denn auch, wohin mich, da damals die königliche Besetzung für jedermann geöffnet war, meine Sehnsucht immer und immer wieder hintrieb. Denn mit meinem Schicksal, Maler werden zu sollen, oft hadernd, da ich lieber die grüne Pequesche, Hirschfänger und Gewehr getragen hätte und als Jäger durch Wald und Flur gestrichen wäre, fand ich hier Ersatz, wo ich das Wild, das ich von Kindheit an vorzugsweise geliebt, nach Herzenslust beobachten konnte. Natürlich zeichnete ich, da ich die Fähigkeit nun einmal besaß, mit Vorliebe meine Lieblinge und ließ deshalb um so mehr die trockensten Gipsköpfe auf der Akademie Gipsköpfe sein. Mit welcher Wonne ich dann hier am Waldeszaune stand oder obendrauf saß, denn in den Tiergarten hinein zu gehen war mir verwehrt, da mir das Trinkgeld dafür zu jener Zeit in höchst seltenen Fällen zu Gebote stand, läßt sich kaum beschreiben. Auch der hohe Sommer, der mit sengender Glut über den Bergen lag, fand mich hier oben; manchen Lieben langen Tag lag ich in dem Heidekraut und erfreute mich, da zu dieser Tageszeit das Wild den schattenreichen Grund aufsuchte, ich also bis abends warten mußte, um es herausziehen zu sehen, einstweilen an dem kleinsten krabbelnden Getier, das am Boden der Heide geschäftig hin und her lief. Wie oft habe ich da den nimmer rastenden Ameisen zugeschaut, wenn die auf ihren Wegen Baumaterial oder Fraß zur gemeinsamen Häuslichkeit schafften, oder das banditenhafte Gebaren des Ameisenlöwen beobachtete, der in seinem sicheren Versteck, der Tiefe des von ihm verfertigten Sandtrichters, saß und lauernd auf eine Ameise, Spinne, Käferchen oder sonst ein kleines Geschöpf wartete, das sich unvorsichtigerweise seiner Grube näherte und hinabrutschte. Wollte es nun, die Gefahr erkennend, den unheimlichen Rand fliehen, so warf das beutegierige, zangenbewaffnete, kleine Ungeheuer mit Sandkörnern aus seiner Tiefe hervor, daß die losen Wände des Trichters ins Rollen kamen und das ausersiehene Opfer unfehlbar in sein Grab hineinrissen. Dann kamen wohl auch, lag ich recht still, flinke Eidechsen dicht an mich heran und schlüpfen eilig über das Heidekraut dahin. Abends stiegen die weißen Nebel auf, und mit ihnen verbreitete sich das eigentümliche Aroma, das Wald und Feld entströmte. Nun lauschte man nicht mehr dem Vogelgesang, denn dieser war längst verstummt, sondern dem hellen Lockruf der Rebhühner, die in Feldern und Weinbergen ihre Familie sammelten; manches Mitglied mochte fehlen, wenn tagsüber das mörderische Blei des Jägers unter ihnen gewütet hatte. Später kamen die rauhen, stürmischen Tage, die die Natur fahl machten und entlaubten. Der Sturm heulte hohl durch die Kiefernzwipfel und jagte die Wolken von Norden her über die Elbe hin, bis die bewegte Luft Ruhe fand und der Himmel sich mit monotonem Grau überzog, das sich wohl, zur Freude aller Jäger, als flockiger Schnee zur Erde ließ und so die erste „Neue“ bildete.

Auch dann, nachdem der Winter gekommen, unterließ ich nicht, meinen Lieblingsort zu besuchen, um mich an dem Reiz des Spürens auf schneeiger Fläche zu ergötzen. Doch zu jeder Jahreszeit blieb mir die Beobachtung des Wildes selbst die Hauptsache. Im zeitigen Frühjahr zum Beispiel verfolgte ich den Verlauf des Abwerfens der Geweihe der Hirsche; später das Verfärben derselben, das Setzen der Kälbchen und das Gebaren dieser lieb-

lichen Geschöpfe. Kam die Brunftzeit, so erfreute ich mich an dem stolzen, mannhaften Auftreten der Hirsche, an ihren gegenseitigen Kämpfen und an ihrem machtvollen Schrei. Der Winter bot zugleich manches malerische Interesse, da zu dieser Zeit das Wild in seiner nuancierten Färbung im schneebelasteten Walde eine wahre Augenweide war. Wie schon erwähnt, mußten sich meine Anschauungen meist mit dem Blick durch den Zaun oder von ihm herab begnügen. Ausnahmsweise war ich jedoch mitunter in der Lage, ein Zweigroschenstück daran zu wenden und Einlaß fordern zu können. Dann rief ich, im Gefühl meiner Zahlungsfähigkeit, mit lauter Stimme des Waldwärters Namen: Monzel. Dieser Lockton ließ denn auch sehr bald die Türe des Wildschuppens, wo der Mann gewöhnlich beschäftigt war, erkennen, die lange markige Gestalt des Gerufenen wurde sichtbar. Mit Ruhe erschloß er nun auch eine innere Tür des Wildparkes und kam schlürfenden Schrittes einen Fichtengang herauf, um das äußere Tor zu öffnen und dem Bezahlenden den Eintritt zu gewähren.

Im Inneren kam man dem Hochwilde näher, das, scheuer als das Damwild, selten bis an den Zaun herantrat, und wenn es geschah, bei Annäherung eines Menschen sich zurückzog; hier aber an den Besuch des Menschen gewöhnt, ihnen weniger auswich. Zur Brunftzeit jedoch mußte man in besonders angebrachte Verzäunung treten, da dann die Hirsche gewöhnlich so böse wurden, daß sie auf jeden Menschen losgingen: War es doch hier vorgekommen, daß ein starker Hirsch den damaligen Leibschützen angenommen und denselben bereits mit den Augensprossen unter den Hirschfängergurt gefaßt und emporgehoben hatte, um ihn gegen eine steinerne Säule zu drücken, was jedenfalls seinen Tod zur Folge gehabt haben würde, wenn nicht sein 11jähriges Söhnchen, das außen am Zaun gestanden, wohin auch der Vater seine Büchse gestellt hatte, das Gewehr mit wahrhaft männlicher Entschlossenheit ergriffen und damit den Hirsch unter seines Vaters Leibe totgeschossen hätte.

So hatte ich manches Jahr die mir lieb und heilig gewordene Örtlichkeit besucht, als durch den Tod des Königs Friedrich August II. eine Änderung eintreten sollte. Ein halbes Jahr darauf wurde der Beschluß gefaßt, den Tiergarten eingehen zu lassen. Zu diesem Behufe war sämtliches Wild, Rot- und Damwild, mit Ausnahme des stärksten Edelhirsches, der nach Moritzburg in den dortigen Tiergarten versetzt werden sollte, lebend verkauft und einzufangen befohlen worden. Rechtzeitig hatte ich Nachricht davon erhalten und versäumte nicht, dabei gegenwärtig zu sein. Mit Wehmut gedenke ich dieses Tages, einmal, weil mein Lieblingsaufenthalt seines Zaubers beraubt wurde, dann aber auch, weil das Einfangen mir noch immer betrübende Vorstellungen erweckte.

Es war am 1. März 1855, einem Tage, der eher dem Januar als einem frühlingsverheißenden Monat anzugehören schien. Die volle weiße Winterdecke hüllte die Natur ein, und eisiger Nordwind strich über dieselbe hin, als wir, der königliche Fasänenmeister und ich, uns am frühen Morgen auf den Weg machten. Mit Lust schritt ich neben meinem Begleiter her, der ein leidenschaftlicher Jäger, keine Fährte außer acht ließ, da der Schnee frisch war, also eine Neue bildete. Mit Verwunderung nahm ich jedoch auf diesem Wege wahr, daß mein Begleiter, der sonst von nichts anderem als vom Waidwerk sprach, heute mit Exaltation nur für seine „Kleine“ Worte fand. Er redete von ihr mit einer Zärtlichkeit,

die ich seinem rauhen Jägerherzen nie zugetraut hätte: Nun sah ich, daß derselbe auch Raum für das schöne Geschlecht hatte und bekam doppelten Respekt vor ihm, da ich ihn von so menschlicher Seite kennenlernte; ich blieb aber deshalb diskret und fragte nicht nach der Angebeteten Namen, deren Tugend und Liebenswürdigkeit ich still im Geiste verehrte. Im Verlauf der weiteren Mitteilungen reimte ich mir zusammen, daß sie wohl eine reizende junge Witwe sein möge, da der wackere Waidmann von ihrem „göttlichen Madel, der Liddi“ sprach, und zollte ihm meine lebhaft bewundernde, daß er an einer vaterlosen Weise so innigen Anteil nahm. Indem ich meine Freude über sein Glück äußerte, gab er mir die Versicherung, daß er dieses auch lebhaft fühle und, ehe er sie, Mutter und Kind, anderen Händen überließe, würde er lieber beide totschießen. Ich hielt diesen Ausdruck für einen Kernausspruch seiner Jägernatur und erwiderte einfach, das glaube ich denn doch nicht. Hitzig entgegnete er mir, er habe für seine „Kleine“ von einem reichen Rittergutsbesitzer bereits 80 Taler in Gold bekommen, aber er habe sie nicht gegeben, denn — niemand sollte seine „Rose“ haben. Jetzt ging mir ein Licht auf; er hatte von keiner Braut, sondern von seinen Hunden gesprochen. Seitdem ist er längst verheiratet, und hoffentlich haben es Frau und Kinder bei dem vortrefflichen Menschen so gut wie seine vierbeinigen Jagdgefährten. Mit nicht minderem Enthusiasmus sprach er von seinen Gewehren, so daß man fast hätte vermuten sollen, er finde es eigentlich beklagenswert, daß man eine Flinte nicht heiraten könne. In reger Unterhaltung kamen wir spielend an unser Ziel, wo bereits der Zeugwagenmeister, die Zeugdiener und die Stalleute sowie das beteiligte Jagdpersonal versammelt waren. In einem kleinen, traulichen Häuschen, das früher als Vogelherd dem Prinzen Max, der leidenschaftlicher Vogelsteller war, gedient hatte, wurde so lange um den warmen Ofen herum bei Erzählung lustiger Jägersnaken — denn wo Genossen der grünen Farbe zusammen kommen, geht es immer heiter zu — gewartet, bis die bestellten Treiberleute eintrafen. Da das Terrain des Tiergartens nicht groß war und zum größten Teil aus dem schon erwähnten ziemlich steil abfallenden Gelände bestand, den kleineren Teil dagegen das hochwaldbestandene Plateau ausmachte, wo sämtliches Wild seinen Hauptstand hatte, so hatte man den Teil am Grunde hin quer durchgestellt, während die drei anderen Seiten die Tiergartenvermachtung bildeten. Auf der den Netzen gegenüberliegenden Seite befand sich überdies außerdem Zaun noch ein Stück Ackerland, das für den Futterbedarf des Wildes bestimmt, ebenfalls Vermachtung hatte. An dieses Ackerstück, natürlich innerhalb des Wildparkes, wurden nun die Leute angelegt, und das erste möglichst ruhig gehaltene Treiben begann. Das Wild war schon ziemlich rege, da es, das sonst so Ungestörte, ängstlich die ihm fremden Anstalten betrachtete. Während sich das meiste Damwild bei diesem ersten Anlaß schlaue durch die Treiberlinie an den Seiten drückte, wurde der Trupp Hochwild, irre ich nicht 28 Stück, flüchtig, und zwar gerade auf die Netze zu. Doch hier angekommen, prallten sie zurück, machten kehrt und durchbrachen in stürmendem, unaufhaltsamem Lauf die Treiberlinie, ihrem gewohnten Stande zufliehend. Hier haltmachend, äugten sie in nun schon höchst erregtem Zustande auf die jetzt am Zaune hinschreitenden Menschen, die, um sie abermals zu treiben, sich von neuem anlegen mußten. Diesmal ließ sich der Trupp, dem sich nun auch Damwild beigesellte, nicht lange nötigen, und in donnerndem Laufe stürzten die Massen abermals auf



gewohntem Wechsel dem Grunde zu, den heute die hemmenden Netze versperrten. Jetzt unternahm es ein Hirsch, in rasendem Anlauf die Netze zu überfallen. Doch da dieselben so hoch gestellt waren, daß dies Wagnis selbst einem Hirsch nicht so leicht gelingen konnte, so flog er in die Banden hinein, die ihn, indem er sie herabriß, nebst einem ihm auf den Fersen folgenden Stück deckten. Wie Sturmwind ging der Troß über die Gefallenen dahin, und in ungeheuren Bogensätzen die Kameraden und die sie fesselnden Garne überfliegend, drängte sich Hoch- und Damwild dicht zusammen und floh in tollster Hast, manche sich überstürzend, hinab in den Grund, um sofort die andere Höhenseite emporzuheizen, wo ihnen die jenseitige Planke des Tiergartens Stillstand gebot. Unterdessen warf sich, was Hände hatte, auf die Gefangenen, um sie aus ihren Banden zu befreien und dafür in die schon bereitstehenden Transportkästen zu stecken. Dem Hirsch wurde nun erst das Geweih, welches er noch trug, abgesägt, weil er sonst in seinem engen Gefängnis nicht Raum genug gehabt haben würde. Man stelle sich vor, wie einem Hirsch, den niemals eine Menschenhand berührte, zu Mute sein muß, wenn er, durch die umstrickenden Fesseln festgebannt und seine Glieder von Fäusten jauchzender Bauern gepackt fühlend, seines Hauptschmuckes durch die schnarchende Säge beraubt wird!

Rasch waren die ersten Gefangenen in die bereitstehenden Behälter gebracht, worin sie sich, wie alles Wild vom Augenblick der engen Gefangenschaft an, vollkommen ruhig benahmen. Nun war die nächste Aufgabe, das Wild von der anderen Seite des Grundes, wo der ganze Trupp jetzt stand, auf das Plateau zurückzubringen, um dann die Netze hinter ihnen wieder zu heben und das Treiben von neuem zu beginnen. In zitternder Hast floh der geängstigte Haufen bei Annäherung der Treiber seinem alten Stand zu, und schnell erhob sich hinter ihnen die verhängnisvolle Netzwand, gegen die die Verfolgten nun abermals getrieben wurden. Während ein Teil derselben den Netzen zurprallte, durchbrach ein anderer die Treiberlinie, wobei ein Altes versuchte, den Zaun, der das Ackerland vom Wildpark trennte, zu überfallen. Er war jedoch zu hoch, so daß es zu kurz sprang und dadurch mit der vollen Wucht seines Körpers die oberste, etwa 4zöllige Stange zerbrach. Die Splitter flogen weit umher, aber das Tier entkam wirklich auf den Acker. Da es dort nicht entfliehen konnte, so ließ man es vor der Hand ruhig gehen. Mich interessierte der Fall zu sehr, als daß ich nicht die Wirkung des kühnen Sprunges hätte näher betrachten sollen, besonders da der Haupttrupp diesmal, bis auf ein Schmaltier, das sich fing, über die das letztere deckenden Netze hinwegflog. Ich fand, daß jenes Tier sich nicht unbedeutend verletzt, nämlich beim Durchbruch sich ein Stück Haut aus der Seite gerissen hatte, das von der Größe eines Handtellers auf dem Schnee lag; auch bezeichnete die folgende Schweißfährte die erhebliche Verwundung. Beim abermaligen Herumholen des wieder über den Grund geflohenen Trupps entdeckte ich auch noch, daß ein weißer Damhirsch sich, schlau wie ein Fuchs, unter ein das Talbächlein überspannendes steinernes Brücklein gedrückt hatte und hier ruhig allen Lärm an sich vorübergehen ließ. Man gestattete ihm vor der Hand den Zufluchtsort, bis er zuletzt herausgestöbert und ebenfalls gefangen genommen wurde. In fiebernder Aufregung folgte der gehetzte Trupp nun abermals, da ihm kein anderer Ausweg blieb, dem Drange der Notwendigkeit und stürzte dem Fangplatz zu. Wieder stiegen die Netze empor und wieder fegten die Massen darüber

hin. Es ist mir heute noch unbegreiflich, wie es möglich war, daß nicht sämtliches Wild Hals und Läufe brach, wenn es, da die Netze unmittelbar am Hange, statt ein Stück herein nach der Ebene zu, gestellt waren, mit ungeheuren Sätzen über dieselben hinflog und den jähren Hang hinunter stürmte, wo der steinröllige Boden von frisch gefallenem Schnee noch außerdem schlüpfrig geworden war. Schweiß von geschundenen Gliedern fand man allerdings überall. Mir galt es, möglichst viel und Interessantes zu beobachten, und so postierte ich mich jetzt dicht an die Netze hinter eine starke Kiefer, um den wie anbrandende Wogen herandröhnenden Trupp in seiner höchsten Aktion vor mir zu haben. Hier sah ich denn auch, wie einem Stück Wild, das über seine gefangenen Geschwister mit weitschießendem Sprunge hinwegsetzte, der gefährliche Abhang Verderben bringend wurde. Beim Aufsetzen auf die schroff abfallende Fläche kam es zum Sturze; indem es radschlagend hinabschoß, hörte ich des in die Tiefe rollenden Tieres klatschenden Schlag ins Wasser. Beim abermaligen Herumholen des noch freien Wildes ging ich mit hinunter zur Stelle und sah nun hier den jammervollen Anblick. Das schwerverwundete Geschöpf stand im Wasser, und zwar vorn auffallend niedrig; das bedauernswerte Tier hatte beide Vorderläufe oberhalb des Knies (anatomisch richtiger: über dem Handgelenk) gebrochen. Mit diesen Stumpfen stand es, während die abgeknickten Vorderbeine nach außen lagen, auf dem spitzsteinigen Geröll des Bachbettes und äugte nach mir zu. Das Herz ging mir über, und ich beschloß sofort, da sämtliche Jäger ziemlich fern von mir über dem Trupp beschäftigt waren und ich ohne Zeitverlust die Qual des Tieres zu enden wünschte, dasselbe abzunicken. Doch sowie ich mich ihm näherte, floh es, nachdem es mir zuvor einen wahrhaft herzerreißenden, vorwurfsvollen Blick zugeworfen hatte, auf seinen entsetzlich verstümmelten Läufen den Bach entlang, so daß ich, um ihm die größere Pein zu ersparen, von meiner wohlgemeinten Verfolgung absah und den Vorfall einem der Jagdbeamten meldete, damit er das Stück Wild totschießen möchte. Im Drange seiner augenblicklichen Geschäfte leistete er jedoch erst später Folge und versagte mir meine Bitte, mir auf einen Augenblick sein Doppelzeug zu überlassen. Wahrscheinlich hielt er mein Anliegen nur für den Ausdruck einer unangebrachten Schießlust. Freilich, als er nach längerer Zeit sich von dem hilflosen Zustand der gequälten Kreatur durch den Augenschein überzeugte, bedauerte der Mann aufrichtig, nicht eher haben einschreiten zu können, und mitleidig schoß er dem Stück Wild eine Kugel auf den Kopf. Als sollte aber dieses Tier die höchste Pein ausstehen, kam der Schuß etwas zu hoch, und die Kugel faßte die Hirnschale nur so, daß quer über derselben ein Riß entstand; ein zweiter Schuß endete die jammervolle Lage. Ein anderes Stück Wild saß noch in einer Ecke und schien unfähig, an der Hetze teilzunehmen, obgleich man ihm äußerlich nichts ansah; daß es aber krank war, beweist seine Trennung vom Trupp. Da es sich im Tale befand, konnte man sich augenblicklich auf seinen Fang, obgleich es mit den Händen zu greifen war, nicht einlassen; man hätte es emportragen müssen, um es in einen der Kasten zu bergen, die natürlich eben bei den Netzen standen. So ließ man es ruhig sitzen, und erst nachmittags, als sämtliches andere Wild eingefangen war, wurde es in sein ihm bestimmtes Behältnis gebracht. Wie ich später erfahren, ist es auf dem Transport seinen Leiden erlegen. Es hatte sich das Netz gesprengt gehabt. Das zuletzt noch übrige Wild war durch das häufige Hetzen endlich im höchsten Grade aufgeregt und

erhitzt worden. Gewann es nach dem immer wieder stattfindenden Überfallen über die Netze am jenseitigen Hang einmal einen Moment Ruhe, so stand es, Hirsche, Mutter- und Schmalwild mit offenen Geäsen und mit fliegenden Nasenlöchern, keuchend und mühsam atemschöpfend. Dabei stieg über dem so haltenden Trupp der heißen Tiere, denen die Flanken vor Anstrengung und Erschöpfung zitterten, eine Dampfsäule auf, die den blauduftigen Waldhintergrund wie mit einem Nebelschleier umhüllte. Doch keine Rast wurde ihm gegönnt, und immer mehr schmolz die Zahl der Freien zusammen. Unter ihnen war noch der Altvater des Trupps, der starke Hirsch, der nach Moritzburg bestimmt war. Er, der am Morgen noch eine Stange seines mächtigen Geweihs trug, hatte nun auch noch dieses verloren und führte den Rest seiner Getreuen barhäuptig an. Endlich schlug auch seine Stunde; kraftlos, wie er mehr und mehr geworden, vermochte er das Hindernis nicht ferner zu überwinden und fiel in die ihm gestellten Fallstricke. Alles stürzte sich auf ihn, und mein Gesellschafter vom Morgen, der ihn zum Weitertransport zu übernehmen hatte, bohrte dem Überwundenen in Eile einen mächtigen großen Ring in das Gehör, um ihn, wie er sich aussprach, „für spätere Zeiten zu markieren“. Es war dies nicht nötig, denn der Ärmste verendete binnen vierzehn Tagen in seinem neuen Asyl, wo ihn weder Hafergarben noch sonstige Leckerbissen am Leben zu erhalten vermochten; er ging ein, infolge der ausgestandenen Strapazen und wohl auch aus Heimweh; denn getrennt von seinem ihm gewöhnten Trupp, war er in dem leeren sogenannten „weißen Hirschgarten“ in Moritzburg vereinsamt. Jetzt steht er ausgestopft im Königlichen Naturalienkabinett zu Dresden, seinen einstigen Schmuck auf dem Kopfe tragend. Er, zur Zeit des Fanges ein Vierzehnder, früher aber schon Achtzehnder oder gar Zwanzigender gewesen, ein Beweis, daß er schon sehr alt war, da er bei vollkommen gleichbleibender Äsung und sonstiger Lage zurückgesetzt hatte. Daß es schließlich mit dem Einfangen des Wildes verhältnismäßig schnell ging, lag in der Natur der Sache; denn es wurde zuletzt so entkräftet und resigniert, daß es leicht ward, sämtliches Hoch- und Damwild in die bergenden Transportkästen zu bringen. Nur das durchgebrochene Stück Hochwild, der Damhirsch unter dem Brückchen und das kranke Tier im Grunde waren noch zu berücken. Nachdem auch sie ohne bemerkenswerte Umstände der Gefangenschaft verfallen waren, war der Tag beinahe zur Neige gegangen. Nach dieser harten Arbeit für Menschen und Tiere kamen diese zum Lohne und jene zur Ruhe, beides wohlverdient. Und somit schloß denn dieser Tag, besonders für Treiber und „Lärm-macher“-Personal ein freudiger Jubel, den das sämtliche Jagd- und Forstpersonal sowie die Zeug- und Stalleute mit Recht teilen konnten, denn auch ihnen wurden ihre Mühen in wahrhaft nobler Art vergütet. Der glückliche Wohltäter des Tages war ein Herr v. F., der den größten Teil des Wildes gekauft und für seine Güter im Mecklenburgischen bestimmt hatte.

Späteren Erkundigungen zur Folge sind von diesem gefangenen Wilde nur wenige Stücke eingegangen, was um so mehr zu bewundern ist, da der Fang im März geschah, also zu einer Zeit, in der das Mutterwild hochtragend war. Man sieht hieraus, was die Natur eines solchen freigebohrenen Tieres auszuhalten im Stande ist; denn das Wild hat nicht nur nichts gelitten, sondern auch rechtzeitig gesetzt, und die Kälbchen sind alle frisch und munter gewesen.

Auszug aus der von Friedrich Wilhelm Pohle, Kantor und 1. Lehrer, im Jahre 1883 herausgegebenen Chronik von Loschwitz

„Der Prinz Friederich, nachmaliger König Friederich August II., unterhielt auf der Höhe seines an der Loschwitzer Grenze gelegenen Weinberges auch einen großen Wildpark, in welchem sich nicht nur Hirsche und Rehwild, sondern auch Gamsen, Löffelgänse und ein Adler, letzterer im Käfig, befanden. Über den Wildpark war gesetzt der Leibschütze Friederich Petzold, der seine Dienstwohnung in der jetzigen Hofgärtnerwohnung der Villa gegenüber hatte. Das Jahr 1830 konnte des Genannten Todesjahr werden, wenn nicht sein kleiner, damals 8 Jahre alter Sohn Ferdinand dem Vater das Leben gerettet hätte. Am Unglückstage war früh ein Jagdhund nach Loschwitz entlaufen; der Leibschütze schickte den Wildwärter Schmidt, der auch die Wildfütterung zu besorgen hatte, den Entlaufenen zu holen. Später ging der Leibschütze Petzold in Begleitung des kleinen Ferdinand selbst nach den Raufen hinauf, um das Wild zu füttern. Auf Bergeshöhe, am jetzt noch deutlich erkennbaren Vogelherde, stand und steht noch ein kleines Häuschen, das der Waidmann als Versteck beim Vogelfangen benutzte; dahinein stellte der Leibschütze seine Büchse, um bei der Fütterung weniger behindert zu sein. Nachdem das Futter gereicht, trat einer der größeren, sonst als gutmütig bekannten Hirsche hervor (es war in der Brunftzeit) und näherte sich, immer verdächtiger werdend, dem Leibschützen. Dieser packte den Hirsch, nach Jägerbrauch, am Geweih und drängte ihn so zurück; da kommt ein zweiter, ebenso starker Hirsch, gabelt und verwundet den Leibschützen stark am Oberschenkel und wirft ihn dann über den anderen Hirsch, wobei ihm durch dessen Geweih der Leib aufgerissen wird, daß die Eingeweide herausdringen. Der kleine Ferdinand sieht den ganzen Vorgang, erkennt augenblicklich die Gefahr für das Leben des Vaters, holt eiligst dessen geladene Büchse und schießt auf den andringenden Hirsch, verwundet diesen schwer, worauf sich der andere Hirsch entfernt. Mit Hilfe einiger herbeigerufener Arbeiter und des inzwischen zurückgekehrten Wildwärters wurde der Leibschütze nach seiner Wohnung getragen. Der König, dem der traurige Fall sofort mitgeteilt worden war, schickte sogleich seinen Leibarzt, ihm die größte Sorgfalt und Pflege zur vielleicht möglichen Rettung des Verunglückten empfehlend. Der treuen Pflege der Schwester des Petzold und der ärztlichen Kunst gelang es, den Leibschützen nicht nur am Leben zu erhalten, sondern so wieder herzustellen, daß er sein Amt weiterführen konnte. Petzold fand seinen Tod am 14. März 1838, abends 8 Uhr in der Elbe durch Ertrinken im Alter von 47 Jahren. Er wollte auf der Fähre in Laubegast übersetzen, war auf dem Pferde sitzen geblieben und dieses sprang in den Strom. Der Leichnam Petzolds wurde erst am 30. Mai 1838 in Loschwitz an ‚Rossigs Garten‘ durch den Fährmeister Modes und den Dammeister Zeibig aufgefunden und zur Beerdigung auf den Loschwitzer Kirchhof gebracht.“

Ein Affenhaus nicht nur für Tiere

„Mit Recht kann man behaupten, daß wohl keine Tiere dem Beschauer mehr Vergnügen machen als die Affen. Die Behändigkeit, mit welcher die Tiere in ihren Käfigen umherspringen, die Spiele, welche sie förmlich miteinander ausführen, die Verschlagenheit, mit welcher sie die erhaltenen Leckerbissen einander abjagen oder verstecken, oder auch ihre Kämpfe unter sich, welche sehr oft aber auch blutig verlaufen, und zuletzt die Affenliebe, mit welcher sie die Jungen pflegen und in der sie wieder miteinander wetteifern, lassen den Beschauer hier am Käfig länger verweilen als bei anderen Tieren.

Aber auch mit Recht kann man sagen, daß keine Tiere der Sterblichkeit mehr ausgesetzt sind als diese. Vor jedem Wetter, vor Regen, Zugluft oder Kälte müssen sie geschützt werden, aber trotzdem und trotz der allertreuesten Pflege und Zuführung von möglichst vieler und warmer sauerstoffhaltiger Luft sterben die meisten Affen . . . und sind der immer wiederkehrenden Anschaffung halber der teuerste Rechnungsposten eines Tiergartens.

Das alte Affenhaus, welches seinerzeit mit das erste Gebäude im Garten bei dessen Eröffnung war und lange Zeit den damaligen Ansprüchen genügte, war zu alt und eingewohnt, mit Ansteckungsstoffen behaftet und deshalb für die Affen ungesund. Auch gewährte dasselbe durch den immer mehr sich hebenden Besuch nicht annähernd mehr Raum genug.

So entschloß sich die Verwaltung zum Abbruch des alten Hauses und zur Ausführung eines neuen Gebäudes an derselben Stelle mit Benutzung des stehengebliebenen großen Sommerauslaufkäfigs. — Wie ein Palast liegt der nach den Plänen des Herrn Baumeister Stadtrat H. Aug. Richter mit ebensoviel Geschmack als Sachkenntnis im maurischen Stil ausgeführte Bau vor uns, dem Garten zur größten Zierde reichend . . .“ So berichtet 1889 Direktor Adolf Schoepf im „Führer durch den Zoologischen Garten zu Dresden“. In einer erstaunlich kurzen Bauzeit von 8 Monaten wurde trotz der „Ungunst des Wetters“ das Gebäude fertiggestellt. Schon am 7. Mai 1887 konnte das Affenhaus anlässlich der Eröffnung der Internationalen Gartenbau-Ausstellung mit Tieren besetzt, dem Publikum vollendet übergeben werden.

58 Jahre war das Haus Lebensraum für Affen der Alten und Neuen Welt. Für die immer zahlreicher sich einfindenden Zoobesucher bot es Erholung, Entspannung und vermittelte biologisches Wissen.

Der 13. Februar 1945 setzte der liebevollen, aufopferungsreichen Arbeit ein Ende. In den furchtbaren Stunden der anglo-amerikanischen Bombennacht wurde auch das neue Affenhaus völlig zerstört. Die den Menschen anvertrauten Tiere fanden den Tod. Die wertvolle Affensammlung bestand nicht mehr.

Aus der Vernichtung heraus begannen fleißige Hände wieder aufzubauen, was die verbrecherischen Kriegsjahre übriggelassen hatten. Staat und Zoofreunde halfen dabei. Die Zoobesucher belohnten es durch ihr Kommen. Die schnell errichteten Provisorien halfen über den schweren Anfang hinweg. Das Interesse der Bevölkerung an ihrem Zoo stieg unaufhörlich. Die Menschen drängten sich an schönen Tagen vor den Außenkäfigen des provisorischen Affenhauses. Der Besucherraum konnte die Menge nicht mehr fassen und mußte

geschlossen werden. Wertvolle Zuchtergebnisse ließen auch das Provisorium zu klein werden. Ein zooeigenes Wohnungsamt für Affen gab es nicht. Die Besucher bestanden aber darauf, ihre Lieblinge zu sehen und zu beobachten. So reiften Pläne für den Neubau eines Affenhauses. Zwischen dem großen, von Prof. Brandes errichteten Geierflugkäfig und dem Eingang Pionierbahnhof Zoo, parallel des Kaitzbaches, ist der Standort für das Affenhaus festgelegt worden.

Bereits vom Dammweg her erlebt der im Großen Garten Erholungsuchende Ausschnitte aus der Welt der Affen, welche in Form von Glasvitrinen in die Nordseite des Besucheranges eingebaut sind.

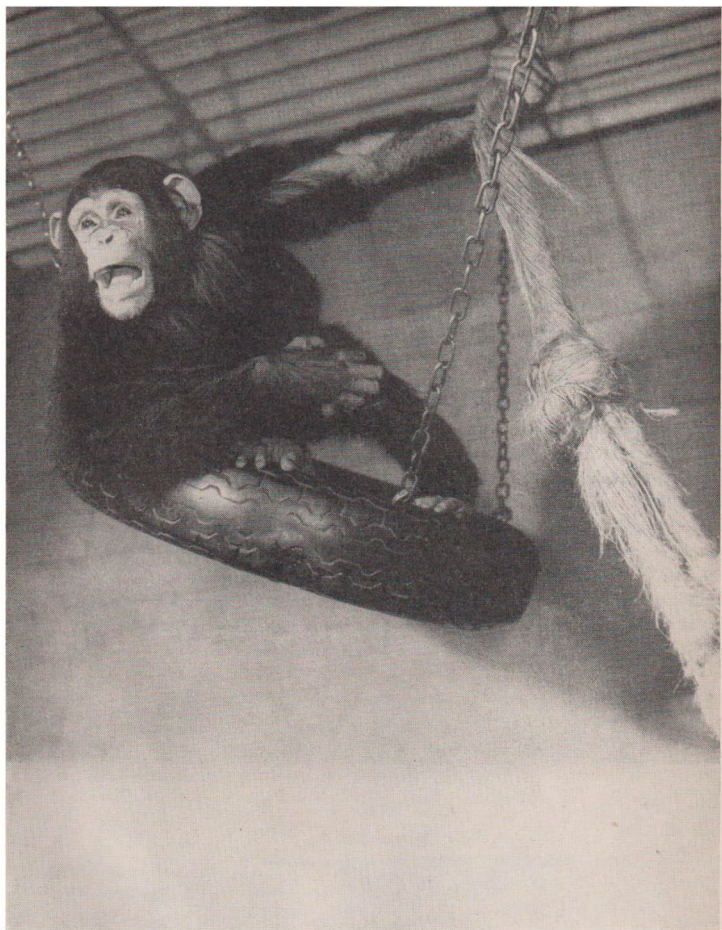
Das große Affenhaus besteht aus zwei geometrischen, sich teilweise durchdringenden Baukörpern. Deutlich erhebt sich der höhere Käfigtrakt. Er wird von dem niedrigeren Besuchertrakt umschlossen. Die Höhendifferenz der Gebäudeteile gewährt eine indirekte Belichtung der Innenkäfige. Neben dem Haupteingang ist der notwendige Schornstein der Heizungsanlage mit den Luftkanälen zu einer Scheibe zusammengefaßt.

Dem Haupteingang folgt eine Halle. Sie ist so in den Abmessungen gewählt, daß Vorträge oder Ausstellungen in ihr stattfinden können. Ein Anziehungspunkt wird hier der Einblick in die Futterzubereitungsküche sein. Jedermann kann sich durch ein Schaufenster von der mühevollen Arbeit der Pfleger überzeugen, die mit viel Liebe und Verantwortung die Mahlzeiten bereiten. Oft ist mir „das Wasser im Mund zusammengelaufen“, wenn ich in anderen zoologischen Gärten vor solchen Fenstern stand. In bunten Plastschüsseln werden Butterbrote, geschälte Möhrenstückchen, Kirschen, Apfelsinenscheiben, Äpfel, vielleicht auch Rosinen, Knäckebrotbruch für die Fütterungszeit zurechtgestellt. Auch wollen wir durch diesen Einblick dem Besucher zeigen, welche hohe hygienische Anforderung an die Arbeit der Tierpfleger gestellt werden muß. Die Sauberkeit, die für eine Hotelküche selbstverständlich ist, muß auch die Grundlage für unsere Arbeit mit den Affen sein.

Von dem sich anschließenden Besucherschauraum kann man dem von Direktor Schoepf geschilderten Treiben der munteren Affenfamilien in den 10 geräumigen Innenkäfigen zusehen. Ein ansteigender Fußboden gewährt jedem eine gute Sicht. Bänke sind für die Besucher bereitgestellt. Hier können sie länger verweilen. Allerdings müssen die Zoofreunde die Tiere durch eine Glasscheibe betrachten, da dringend alle Infektionsquellen auszuschalten sind. Gleichermäßen unterbinden wir das Füttern der Tiere von seiten der „lieben“ Zoobesucher. Der Tierpfleger erhält dadurch einen genauen Überblick über die Futteraufnahme und damit den Gesundheitszustand der einzelnen Tiere. An der Rückseite werden in 5 Vitrinen Vögel und Kleinaffen, wie Totenkopffäffchen, Pinselohrääffchen und Löwenääffchen untergebracht.

Eine Pflanzenkulisse wird ein in einem Schauhaus optimal mögliches Bild der Natur wiedergeben. Das fehlende Sonnenlicht wird durch UV-Strahler ersetzt. Die zu den Vitrinen gehörenden Außenkäfige haben einen beheizbaren Fußboden.

Den 10 geräumigen, hell gefliesten Innenkäfigen sind je ein Außenkäfig zugeordnet. Dazwischen liegt der Bedienungsgang, von dem aus der Tierpfleger die Käfige sauberhalten kann. Die Trennung von Füttern und Säubern ist ebenfalls eine wichtige Forderung zur Verhinderung von Krankheiten.



Mucki, das Schimpansenmädchen, gehört zu den besonderen Lieblingen des Dresdner Zoos. Sie bewohnt zusammen mit weiteren vier Schimpansen, zwei Gorillas und sechs Orang-Utans die Menschenaffenstation. Autoreifen haben sich als Kletter- und Turngeräte gut bewährt. Außerdem bilden sie die Grundlage für die Nester, die von den Menschenaffen aus Woldecken oder Zweigen gebaut werden.

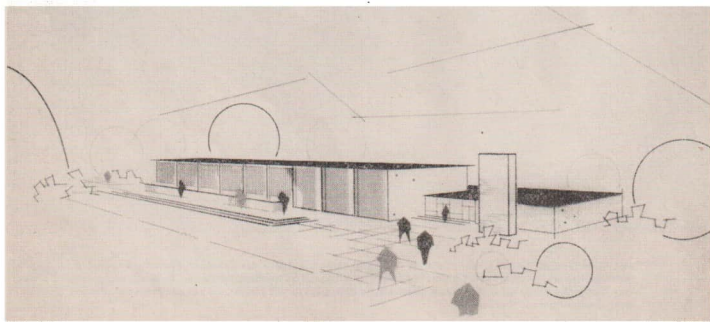
Erstmalig bauen wir im Dresdner Zoologischen Garten eine Isolierstation in ein Tierhaus ein. Diese kann gänzlich von dem anderen Haus funktionell getrennt werden. Einzelne kleine Käfige lassen eine individuelle Behandlung und Pflege zu.

Im Frühjahr 1965 wurde mit dem neuen, modernen Affenhausbau begonnen. Wir freuen uns, unseren Besuchern ein neues Haus Ende 1966 übergeben zu können. Manches hat sich seit dem Bericht von 1889 geändert. Neue Erkenntnisse in der Haltung und Pflege der Zootiere haben höhere Anforderungen an die Erbauer gestellt. Die Auffassung von dem „mit ebensoviel Geschmack als Sachkenntnis im maurischen Stil ausgeführten Gebäude“ in einem Zoo teilen wir nicht mehr. Unser erstes Anliegen muß sein, das Tier dem Besucher so vorzustellen, daß er seine Lebensgewohnheiten und sein Verhalten begreifen kann. Klima und Hygiene in den Tierhäusern sind ein Hauptfaktor und haben nicht wenig zu den schönsten Zuchterfolgen beigetragen. Unsere Aufgabe haben wir erfüllt, wenn sich unsere Zöglinge und Besucher in der neuen Anlage wohl fühlen.

Eine weitere Überraschung für unsere Zoobesucher wird die kombinierte Anlage für Singvögel, Eulen, Greifvögel und kleinere Raubtiere sein.

Am Eingang des Pionierbahnhofes Zoo wird diese Anlage zusammen mit dem Affenhaus und dem später zu erbauenden Haus für Giraffen, Antilopen und Nashörner, das einen Teil der großen Afrikaerianlage bildet, einen Hauptanziehungspunkt für die Besucher schaffen.

Im Gegensatz zur straffen Raumgestaltung dieser beiden Tierhäuser, die durch besondere klimatische Forderungen der Tiergärtner bedingt ist, wird die neue Anlage großräumig gestaltet. Den Besucher laden auch hier Bänke zum Verweilen ein. Niemand stört ihn in seinen Betrachtungen, er kann mit Ruhe und Freude die Tiere beobachten. Manche Zoofreunde werden ein schattiges Plätzchen aufsuchen, um ein Buch zur Hand zu nehmen oder sich am Spiel des Springbrunnens zu erfreuen. Lehrer werden mit ihren Klassen von Abteilung zu Abteilung wandern und schließlich bei den populärwissenschaftlichen Schautafeln Gesehenes zu vertiefen und einzuprägen. Andere werden sich ausruhen, und die Mütter werden die Begeisterung ihrer Kinder bei den kleinen gefiederten Sängern erleben.



Das neue Affenhaus im Dresdner Zoo, das sich zur Zeit im Bau befindet.



Ein Hulmanaffenkind, wenige Tage nach seiner Geburt. Auch die Zuchtgruppe dieser heiligen indischen Affen wird mit in das neue Affenhaus übersiedeln.



Brazzameerkatzen gehören zu den selten in den zoologischen Gärten zu sehenden Meerkatzenarten.

Besondere Aufmerksamkeit mußte natürlich den künftigen Bewohnern der Volieren geschenkt werden. Sollen sie doch eine eigene biologische Umwelt finden. Vor einem neutralen Hintergrund sitzen die Singvögel unserer Wiesen und Auen, die Eulen und Greifvögel unserer Wälder und die Luchse und Schneeleoparden der mittelasiatischen Gebirge. Ein buntes Stimmengemisch begrüßt uns bei den Singvögeln. Ständig geht es von Ast zu Ast, ein neues Plätzchen wird gesucht, um erneut ein Tirilli zu verkünden. Die Schnee-Eulen Uhus, Waldohreulen und Steinkäuze sitzen behäbig auf knorrigen Ästen oder in hohlen Baumstammtrummeln. Den Auftakt aber gibt der Großkäfig mit den Schneeleoparden. Hohe Seitenwände aus Sandsteinmauerwerk werden die warmen Sonnenstrahlen von den Bewohnern Mittelasiens und Sibiriens, wo sie starker Kälte ausgesetzt sind, fernhalten.

Vor wenigen Wochen trafen aus der Sowjetunion Luchse im Dresdner Zoologischen Garten ein. Dem Biotop entsprechend werden die einzelnen Abschnitte entweder felsigen, sumpfigen oder waldigen Charakter tragen. Zur Pflege der Tiere ist für den Besucher unsichtbar, auf der dem Großen Garten zugewendeten Seite, ein offener Gang angelegt. Schleusen verhindern ein Entweichen der Pfleglinge. In der zentral gelegenen Futterzubereitungsküche kann der Tierpfleger wettergeschützt die Portionen für die ihm anvertrauten Tiere zusammenstellen. Durch ein weit gespanntes Fenster kann auch der Spaziergänger vom Großen Garten aus den Arbeiten in der „Küche“ interessiert folgen. Die Idee, zwischen dem zoologischen Garten und dem Großen Garten fließende Grenzen zu schaffen, wird durch die Uhanlage nochmals unterstützt. Der Dammweg entlang des kleinen Kaitzbaches gewinnt erneut an Bedeutung, und sogar von der Pioniereisenbahn aus wird mancher Fahrgast eine kleine zoologische Überraschung erblicken.

Bewußt vermeidet die moderne Tiergärtnerei, wo es möglich ist, das Gitter. Oft wird noch heute von manchem Zoobesucher die Gefährlichkeit eines Zootieres nach dem Durchmesser der Gitterstäbe eingeschätzt. Die Erfahrungen haben jedoch ergeben, daß es möglich ist, schwere Gitter durch dünnen Maschendraht zu ersetzen. Bei dem Wiederaufbau unseres Raubtierhauses konnten wir nach den Erprobungen in den Zoologischen Gärten Basel und Frankfurt am Main die Rundeisendurchmesser der Absperrgitter bei den Menschenaffen um etwa zwei Drittel reduzieren. Das bedeutet für den Ökonomen Materialeinsparung, für den Besucher eine bessere Beobachtungsmöglichkeit und nicht zuletzt für den Tiergärtner eine wesentliche Unterstützung seines Bemühens, eine neue Einstellung zum Tier zu schaffen. Die Vorstellung von der „Bestie Tier“ wird systematisch abgebaut. Bei einem Abschnitt unserer neuen Anlage werden wir erstmalig in unserem Zoo eine Absperrung verwenden, die nach der Graben- und Glasabsperrung die beste Sichtmöglichkeit bietet. Aus einer Folge von senkrechten Stahldrähten je nach Tierart in Abständen von 3 bis 5 cm entsteht eine Trennfläche. Damit aber die Tiere nicht die 2 mm starken Drähte auseinanderdrücken können, muß jeder einzelne Draht gespannt werden. Dazu ist eine Einzelkraft von 80 kp erforderlich.

Während im Ostgelände des Zoos fleißige Hände Schritt für Schritt die Abschnitte errichten, wird zwischen dem Aquarium/Terrarium und dem 1963 fertiggestellten Raubtierhaus die Freifläche gestaltet. Tiefer und tiefer grub sich im vergangenen Herbst die Planierraupe ein, um die endgültige Geländeoberfläche zu erreichen. Wälle wurden aufgeschüttet, um das un-

berechenbare Bächlein an der Nordgrenze des Zoogeländes zu bändigen. Jahraus, jahrein führt dieser Kaitzbach drei- bis viermal Hochwasser und immer wieder bestand die Gefahr, daß er über die Ufer trat. Dabei wäre das Wasser zwangsläufig in die Kellerräume des Raubtierhauses gelaufen und hätte die dort befindlichen Heizkessel gelöscht.

Nun werden auf den Böschungen Terrassen entstehen, und von drei Ebenen aus besteht die Möglichkeit, dem munteren Treiben der Menschenaffen zuzuschauen.

Auf dem Vorgelände des Aquariums werden Freiterrarien entstehen. Der über 100 Jahre alte, den Dresdnern so vertraut gewordene Fischotterbassin wird hier seinen endgültigen Standort erhalten. 1861 ist er im Zooführer schon angegeben. Damals stand er noch an Stelle des heutigen großen Raubvogelflugkäfigs. Um die Jahrhundertwende wurde er in die Nähe des Raubtierhauses gesetzt. Hier überlebte er den furchtbaren Bombenangriff 1945. So ist mit ihm ein Stück Dresdner Zoogeschichte verbunden.

Ein besonderer Anziehungspunkt wird der tiergeografische Globus sein. Auf ihm werden viele der in unserem Garten lebenden Tiere eingetragen. Für die Kinder wird es eine besondere Freude bedeuten, die im Zoo gesehenen Tiere auf der großen Erdkugel zu suchen und endlich zu finden. Beim interessanten Spiel lernen sie.

Dazwischen werden Blumen und Sträucher Erholungsplätze umsäumen. Es wird in unserem Garten keinen großen Spielplatz mit Spielgeräten mehr geben. Dafür werden diese hier und da einzeln eingestreut, und während der Opa oder die Mutti noch den Tieren ihr ganzes Interesse widmen, können die Kinder inzwischen spielen.

Denken wir an die große Zahl derjenigen, die nach getaner Arbeit noch für ihren zoologischen Garten einige Stunden Freizeit opfern und mit Hand anlegen. Allen sei ein herzliches Dankeschön gesagt.

Dipl.-Ing. Klaus Tempel
Technischer Leiter

Altiranische Darstellung von Affenmenschen

Im Zusammenhang mit der Erörterung des Problems, ob das asiatische Festland in älterer oder neuerer Zeit menschenähnliche Großaffen oder noch affenähnliche Menschenformen gekannt hat, dürfte eine Gruppe iranischer Denkmäler von Interesse sein.

Es handelt sich um gemmenartige Amulette des 6. oder 7. Jahrhunderts, d. h. also der spätsasanidischen Zeit. Sie zeigen Gayomarth, den „ersten“ Menschen nach der altiranischen Tradition, als den Bezwinger der Schlangen, in der er die Sternkonstellation des Serpentarius symbolisiert. Es sind mehrere fast gleiche Stücke unter anderem in den Sammlungen von Berlin und Boston erhalten.

Gayomarth erscheint nackt, mit langhaarigem Pelz, vor allem an den Oberschenkeln und am Kopf. Ähnlich wie Gayomarth wird die zweite Gruppe von „Ur“-Menschen der iranischen Mythologie, das Paar Matro und Matrayo, dargestellt. Dieses iranische „Adam und Eva“-Paar findet sich auf gleichalten Gemmen der Sasaniden (s. Phyllis Ackerman, Sasanian Seals, in: A. U. Pope, A Survey of Persian Art, Bd. I, London-New York 1938, T. 256, Y, Z).

Rechts:
Gayomarth-Serpentarius
auf einem Amulett
des 5. Jahrhunderts,
nach P. Ackermann,
Bulletin IV, S. 127.

Unten:
Schwanzlose Affen (!),
Terrakotte aus
Mohendscho Daro,
nach H. Mode,
L'Antica India T. 50.



Ackerman beschreibt darin dieses Zwillingsspaar "with animal faces, shaggy hides, and long tails, an interesting record of how ancient is the assumption that primitive man was not yet clearly differentiated from the low orders" (a. a. O., S. 803).

Offenbar herrschte im Sasanidenreich die Anschauung von tierhaften Frühmenschenformen, die man sich als eine Art Affenmensch dachte.

Problematisch erscheint nun das Vorbild dieser frühesten Entwicklungslehre im Hinblick auf den Menschen, die an indische Traditionen erinnert.

Waren es Yetis, menschenähnliche Großaffen, die die Perser die Stammesgeschichte des Menschen errahnen ließ? Kaum einer zoologischen Streitfrage hat bisher die Übersetzung und der Mißbrauch des Namens mehr geschadet als dem „Yeti“, dem „Schneemenschen“. Am „Orang-Utan“ (wörtlich „Waldmenschen“) findet man kaum Befremdliches, da sich jeder über den Tiercharakter im klaren ist — aber hier soll es entweder ein primitiver Mensch oder gar nichts sein.

Vielleicht ist es eine personifizierte „Theorie“ zur Stammesgeschichte, wie jener Gayomarth — oder ihr Vorbild — ein menschenartiger Großaffe Asiens.

Die vorliegenden Darstellungen können zum Teil auf Menschenaffen als Vorbilder zurückgehen, allerdings scheiden die Wiedergaben des Zwillingsspaars aus, da bei ihnen ein deutlicher Tierschwanz zu erkennen ist. Hingegen fehlt letzteres Merkmal dem Gayomarth stets. Die Perser der Sasanidenzeit müssen nun allerdings schwanzlose Großaffen nicht in Vorder- oder Mittelasien gekannt haben, um derartige unseren Menschenaffen ähnliche Bilder zu gestalten. Abgesehen von der Möglichkeit einer Konstruktion eines primitiven „Affenmenschen“ aus Teilen von Tieraffen und Menschen, die aber auch die Frage nach dem Vorbild offen lassen, können die Perser durchaus schwanzlose Affen anderer Zonen kennengelernt haben. Ihre Handelsfahrten erreichten Ostafrika — so hatten sie einen Stützpunkt auf Sansibar — und können hier nicht nur Schimpansen, sondern auch den Gorilla des Inneren Ostafrikas kennengelernt haben. In Indien bzw. Indonesien trafen sie auf Gibbons und vielleicht auf Orang-Utans.

Unabhängig vom Vorbild bleibt diese frühe „Deszendenz“-Theorie, die frühe Herleitung des Menschen von affenartigen Vorfahren für das 5. bis 6. Jahrhundert erstaunlich, auch wenn ihre Quellen noch nicht faßbar sind. Hierbei können Yetis in Frage kommen.

Nahe liegt jedoch das Nachleben altindischer Vorstellungen, die schon vor 4000 Jahren zur Wiedergabe großer schwanzloser Affen (?) menschenähnlichen Typs führten. Eine derartige Statuette aus Mohendscho-Daro zeigt auf dem Schoß einer Äffin (?) ein schwanzloses Junges. Möglicherweise ist man hier an der Wurzel des späteren Rakschasaglaubens („Dämonenglaubens“). Zu ihm gehörte ja u. a. die Lehre, zwei Dämonen hätten in Affengestalt den ersten Menschen gezeugt, eine „Theorie“, die an die Gayomarthlegende gemahnt.

Dr. habil. Burchard Brentjes

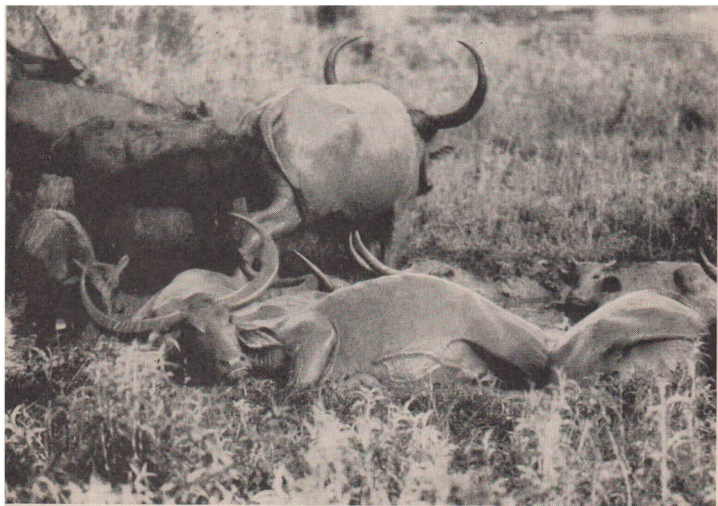
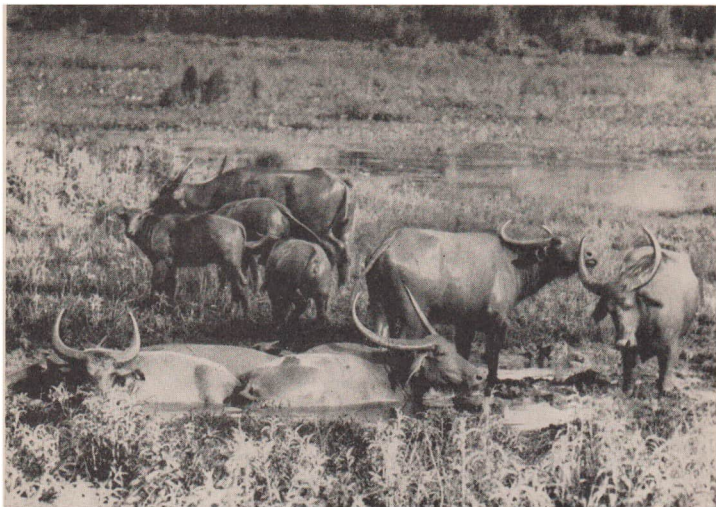
Ackerman, P.: The Iranian Serpentarius and Gemini. In: Bulletin of the American Institute for Persian Art and Archaeology, Vol. IV, 3. New York 1936, S. 126 ff.
Sasanian Seals. In: A. U. Pope, A Survey of Persian Art, Vol. I, London-New York 1938, S. 784 ff.
Mode, H.: L'Antica India, Rom 1960.

Monsun und Brahmaputra sind die Schicksalsmächte des Sumpflandes am Fuße der Mikirberge in Assam. Menschen und Tiere sind von ihnen abhängig. Wenn im Juni schwere graue Wolken über Reisfelder und Elefantengrassdschungel ziehen, beginnt der große Regen. Sie schütten in Sturzbächen ihre Last aus, verwandeln Tiefebene in riesige Seen, die sich mit den Wassern des gewaltigen Stromes, des Brahmaputras, zu Meeren vereinigen. Tagelang trommelt der Regen auf die Wellblechdächer der Teepflanzer und die Reisstrohhütten der Assamesen herab. Wege werden zu Bächen, Straßen zu Flüssen. Blitze zerreißen das Dunkel der Tropennächte und grollender Donner hallt von den Bergen wider.

Frierend hocken die Mikir, die Bergreisbauern, um ihre Feuer in den Pfahlhäusern am Hange der Berge. Durch die Klinsen der Bambusstäbe, aus denen sie die Fußböden ihrer Hütten bauen, können sie den braunen Strom des Lehmschlammes sehen, den der Regen von den Bergen spült. Erst nach vielen Tagen bricht die Sonne durch die Wolkendecke und erwärmt für wenige Stunden das Land. Unter ihren heißen Strahlen dampft der Dschungel. Der Tiger kriecht aus dem schützenden Dickicht hervor und sucht sich ein sonniges Fleckchen, um sich auszustrecken und die Wärme zu genießen. Die Sumpfhirsche treten aus dem Grassdschungel auf die Lichtungen hinaus, und die Marabus stehen mit weit gespreizten Flügeln auf den Ästen der Bäume, um sich das Gefieder zu trocknen. Aber schon verdunkelt sich wieder der Himmel. Die Sonne verschwindet hinter Gewitterwolken, und der Monsun schüttet neue Wolkenbrüche über dem Lande aus. Erst im September endet der große Regen, nachdem er in den letzten Wochen durch immer längere Sonnenpausen unterbrochen wurde. Jetzt beginnt die Trockenzeit. Noch ist Feuchtigkeit im Übermaß vorhanden, wenn auch die heiße Tropensonne rasch in gierigen Zügen die Nässe aufsaugt. Bis weit über die Knöchel hinweg stehen die Bauern im fruchtbaren Schlamm ihrer Felder und senken die Reisplänzchen in den Boden. Der Tee treibt neue, grüne Blättchen, die von den fleißigen Händen der Pflückerinnen abgezupft und in Körbe geworfen werden. Die Luft ist klar, und am Horizont zeichnen sich die schneebedeckten Häupter des Himalajas deutlich ab.

Zu dieser Zeit werden die Panzernashornbabys geboren, die schon wenige Stunden, nachdem sie das Licht der Welt erblickten, vor ihren Müttern her auf schmalen Pfaden durch den dampfenden Grassdschungel wandern. Pelikane und Marabus beginnen ihre Balzspiele. Die Wildnis ist zu neuem Leben erwacht. Sind die Monate November und Dezember noch verhältnismäßig kühl, so steigt die Hitze bereits Ende Februar auf 40 Grad. Die Pfützen und Tümpel sind längst versiegt, und das saftige Grün des Grases hat sich in ein staubiges Gelb verwandelt. Die Trockenheit geht ihrem Höhepunkt entgegen.

Jetzt verlegen die großen Wildtiere, die sich während der feuchten Jahreszeit weit über den Elefantengrassdschungel verteilen, ihre Aufenthaltsgebiete in die Nähe der Seen, wo auch der Sumpf noch genügend Wasser enthält, um saftige Gräser und Kräuter hervorzubringen. Viele Bewohner der Brahmaputratiefebene lieben die Feuchtigkeit, wie schon die Namen Wasserbüffel und Sumpfhirsche verraten. Das ausgedörrte Gras, der staubige, steinharte Boden wird von ihnen gemieden. Stundenlang konnten wir während der Trockenzeit auf



Die Arnis verlassen ihre Suhle und ziehen ab. Dabei bilden die Kälber in der Mitte eine Gruppe der Marschkolonne. Die Nachhut, aus drei erwachsenen Büffeln bestehend, bleibt noch im Schlammbad.

unserem Elefanten durch den gelben Gradschungel reiten, ohne ein Tier zu treffen, während wir auf den sumpfigen, grünen Wiesen oft Muntjaks, Schweinshirsche, Barasinghas, Kammschweine, Arnibüffel und Panzernashörner friedlich nebeneinander äsend antrafen. Deshalb darf man sich auch beim Schätzen des Tierbestandes eines Gebietes nicht täuschen lassen. Die Bevölkerungsdichte der Vierbeiner, die man in einem Areal antrifft, darf keinesfalls mit der Größe des gesamten Gebietes multipliziert werden.

Auf meiner ersten Reise, im Frühjahr 1959, hatte ich den damals gerechtfertigten Eindruck gewonnen, daß in Kaziranga, dem größten Reservat für Panzernashörner in Indien, der Schutz dieser Riesen der Tierwelt gut organisiert ist und alles getan wird, um sie vor dem Aussterben zu bewahren. Der Bestand wurde zu dieser Zeit auf 350 Tiere geschätzt. Leider sah es aber bereits im darauffolgenden Jahr ganz anders aus. Der Monsun, die große Regenzeit Indiens, war außergewöhnlich kurz gewesen. Auch die Gewitter im Februar, März und April, die in klimatisch normal verlaufenden Jahren größere Niederschläge bringen, waren ausgeblieben. Der Gradschungel und die Bergwälder dürrsteten. Die Blätter hingen welk an den Urwaldbäumen und das Gras war vergilbt. So konnten sich die Brände, die von den Bergreisbauern zum Zwecke der Brandrodung in jedem Jahr neu gelegt werden, verheerend auswirken. Große Teile des Baumbestandes innerhalb des Reservates waren ein Opfer der Flammen geworden, und die mit Wäldern bedeckten Mikirberge, in die sich bei Überschwemmung die Wildtiere des Reservates flüchten, waren völlig kahl gebrannt. Durch dieses Zerstörungswerk des Feuers hatte sich auch eine Verschiebung der Tierbevölkerung des Reservates ergeben. Wildtiere, die den schattigen Wald lieben, wie Gaur und Sambarhirsch, hatten das Reservat verlassen.

Mit besonderer Sorge erfüllten uns die Meldungen über den chinesisch-indischen Grenzkonflikt. Es wurde in der Presse bereits von Kampfhandlungen im Raume von Tezpur geschrieben. Tezpur aber ist die nördliche Verbreitungsgrenze der Panzernashörner in Indien. Diese Tiere mußten sich also in höchster Gefahr befinden, denn der Krieg nimmt natürlich keine Rücksicht auf Naturschutzgesetze. Außerdem erhielt ich 1962 von einem indischen Wildhüter die Nachricht, daß 35 Panzernashörner gewildert worden seien. Das Interesse der Leitung der für den Schutz dieser Tiere zuständigen Forstbehörde in Kohora war offensichtlich sehr mangelhaft. Innerhalb der letzten drei Jahre hatte dreimal der verantwortliche Revierförster gewechselt.

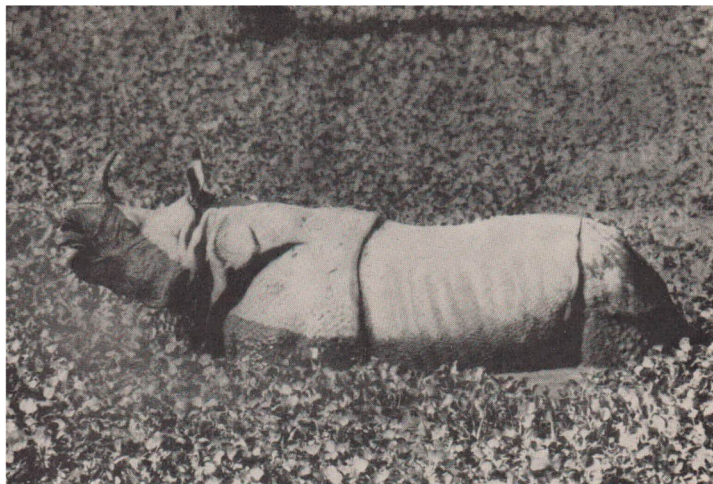
In großer Sorge um unsere geliebten Panzernashörner und damit auch um eines der letzten Tierparadiese Indiens bereiteten wir eine dritte Reise nach Assam vor. Dank der freundlichen Unterstützung durch die assamesische Regierung erhielten wir im Frühjahr 1963 die Sondergenehmigung, das für Ausländer vorläufig gesperrte Grenzgebiet in Assam zu betreten. Die Situation hatte sich inzwischen weiter verschlechtert: Die Wilderer hielten blutige Ernte unter den Panzernashörnern. Im Jahre 1963 waren bis zum Mai weitere acht Panzernashörner getötet und ihres Hornes beraubt worden. Damit stieg die Verlustzahl durch Wilderei seit 1959 auf mindestens 43 Panzernashörner. Leider hatte sich aber auch die große Trockenheit im Jahre 1962 fortgesetzt. Die Brandschäden an den Wäldern waren unermeßlich. Erschüttert und im tiefsten Herzen voller Trauer standen wir vor den kahlgebrannten, von der Asche geschwärzten Hügeln der Mikirberge. Wo wir noch vier Jahre

vorher uns mühsam einen Weg durch dichten, feuchtheißen Dschungel gebahnt hatten, wo wir der Wildfährte folgend dem Tiger, dem Muntjak, dem Lippenbären begegnet waren und hoch über uns, in den Kronen der Bäume, Gibbons sich von Ast zu Ast schlangen, waren jetzt öde, kahle Hänge. Täglich stiegen weitere schwarze Rauchfahnen zum Himmel und kündeten von der Fortsetzung dieses furchtbaren Zerstörungswerkes. Der Bestand an Panzernashörnern wurde auf höchstens noch 250 Tiere geschätzt. Unsere Hoffnung, daß nunmehr wieder ein intensiver Schutz betrieben würde, blieb leider unerfüllt. Die Zahl der gewilderten Nashörner stieg 1963 auf 30 Tiere und bis zum Februar 1965 kamen weitere 15 dazu. Damit dürfte der Bestand heute kaum mehr als 200 Panzernashörner umfassen. Über 55 Fallgruben hatten die Wilderer ausgehoben, um zu ihrer „Beute“ zu kommen. Die Kontrolle im Reservat muß mehr als mangelhaft sein, wenn die Wilddiebe derartige Arbeit ungestört leisten können.

Aber diesmal galt unser Interesse nicht nur den Panzernashörnern, sondern auch den letzten wilden Wasserbüffeln Assams, den Arnis. Sie sind die Stammväter der über ganz Südostasien und den vorderen Orient verbreiteten Hausbüffel. Ihr Bestand wird noch auf 2000 Tiere geschätzt, wovon ein sehr großer Teil in Kaziranga lebt. Bereits der Name dieser Tiere verrät, daß diese mächtigen Wildbüffel feuchte Gebiete bevorzugen. Ihre Lebensweise ist jedoch völlig unbekannt. So wartete auf uns ein interessantes Forschungsgebiet. Die Ergebnisse unserer Arbeit kommen dabei wieder dem Schutz dieser Tiere zugute.

Die außergewöhnliche Trockenheit erleichterte uns das Auffinden und Beobachten der Arnis, denn die Herden verteilten sich nicht über weite Flächen, sondern hielten sich in der Nähe der Seen auf und entfernten sich auch auf ihren täglichen Spaziergängen von ihnen kaum weiter als einen Kilometer. Sehr bald begannen wir auch diese Bindung an Wasser und Sumpf zu begreifen. Die Arnis verbringen ihren Tag nämlich vorwiegend im Schlammbad. Nur hin und wieder unterbrechen sie ihre Ruhe in der Suhle, um für kurze Zeit Nahrung aufzunehmen. Aber auch bei dieser Tätigkeit herrscht keine Einheitlichkeit innerhalb der Herde. Während einige Tiere in der näheren Umgebung der Suhle äsen, trennen sich die anderen von ihrem Schlammbad nicht und bleiben im Morast liegen. Damit die Schlammpackung auf ihrem Körper immer feucht bleibt, wird sie ab und zu erneuert. Dabei wälzen sich die schweren Tiere auf die Seite, schlagen mit den Hufen, daß der Schlamm hoch aufspritzt, und werfen mit ihren breiten, weit ausladenden Hörnern neue feuchte Erdmassen auf ihren Rücken. Wie Schaufeln benutzen sie dabei die Hörner, indem sie den Kopf weit nach links und rechts legen, bis diese riesigen Waffen tief eintauchen. Dann werfen sie ihr mächtiges Haupt schnell zurück und schaufeln so den Schlamm auf ihren Körper.

Bald hatten wir eine Arniherde an unseren Anblick gewöhnt. Von Tag zu Tag gestatten sie uns, näher an sie heranzukommen, bis wir ihnen so vertraut waren, daß wir uns — auf unserem Reitelefanten sitzend — in 25 Meter Entfernung aufhalten konnten. Vertraut war ihnen aber nur unser Anblick, jedoch nicht unsere Witterung. Näherten wir uns ihnen unter dem Wind, so flohen sie, schon bevor wir auf hundert Meter herangekommen waren. Es ist kaum anzunehmen, daß sie uns auf dem Rücken des Elefanten nicht erkannten. Anscheinend hatten wir für sie keine Feindbedeutung, solange wir auf dem Elefanten saßen und sie uns nur optisch wahrnahmen. Wohl aber löste der Geruch des Menschen sofort Alarmstimmung



Oben: Auch die Panzernashörner lieben es, während der heißen Tageszeit im Wasser zu liegen. — Unten: Die Hörner der Annikühe(vorn links) sind schmäler als die Hörner der Bullen(hinten).



Der alte Arnibulle hat sich von seiner Herde getrennt und zieht als Einzelgänger durch die Sumpfwildnis am Ufer des Brahmaputra.

aus. Ich bin aber auch überzeugt, daß sie sofort geflohen wären oder angegriffen hätten, wenn wir von dem Elefanten heruntergestiegen wären. Wir haben nicht die Probe auf das Exempel gemacht, denn es ist nicht ratsam, sich in einer Entfernung von 25 Metern zu Fuß neben einer Herde Arnis zu bewegen.

Die Herde bestand aus 17 Tieren. Das ist die durchschnittliche Stärke einer Arnisherde. Bei den Wanderungen zu den bevorzugten Äsungsplätzen werden die Kälber, die sich schon wenige Wochen nach der Geburt von der engen Bindung an ihre Mutter lösen und mit den Gleichaltrigen einen „Kindergarten“ bilden, in die Mitte genommen. Im Gänsemarsch zieht die Herde durch das hohe Elefantengras. Voran laufen erwachsene Tiere, ihnen folgt der „Kindergarten“ und den Schluß dieses Marschblockes bilden wieder erwachsene Büffel. In einem Abstand von etwa 20 Metern folgt die Nachhut, die bei den von uns beobachteten Arnis aus einem erwachsenen Jungbullen und zwei Kühen bestand. Eine dieser beiden Kühe schien schon ein beachtliches Alter zu haben. Außer dem Jungbullen der Nachhut befand sich nur noch ein erwachsener, offensichtlich betagter Bulle in der Herde. Seine Bindung an die Herde war verhältnismäßig locker. Oft entfernte er sich viele hundert Meter von den anderen Tieren, äste allein oder legte sich weitab von der Herde in den See. Manchmal befand er sich wieder mitten in der Herde und trieb die Kühe zusammen, wenn sie beim Äsen zu weit ausgeschwärmt waren. Dabei schwenkte er seine Hörner drohend nach beiden Seiten. Wir konnten nicht den Eindruck gewinnen, daß nur er die Herde führt oder für die Sicherheit der Herde verantwortlich ist. Eher hatte es den Anschein, daß er sich besonders sicher fühlte und deshalb auch seiner Umwelt weniger Aufmerksamkeit schenkte. Trotzdem aber nahm er den Spitzenplatz in der Rangordnung ein, denn vor ihm wichen alle Tiere aus. Es interessierte uns festzustellen, ob die Nachhut auch eine Verteidigungsaufgabe hatte. Wir mußten die Arnis also zum Angriff herausfordern. Das war nicht leicht, denn unser Mahaut, unser Elefantenlenker, hatte vor den Büffeln einen großen Respekt. Er beteuerte uns immer wieder, daß die Arnis bedeutend gefährlicher seien als die Panzernashörner und auch nicht zögerten, einen Reitelefanten anzugreifen. Dazu kam, daß die Arnis im offenen Gelände wenig angriffslustig waren und die Flucht vorzogen. Anders jedoch verhielten sie sich, wenn wir sie im Gradschungel trafen. Dort waren sie viel wachsamer, flohen auf größere Entfernung und griffen auch an, wenn man zu aufdringlich wurde, wie wir bald feststellen konnten.

Als wir unsere Herde eines Morgens wieder in der Suhle liegend antrafen, überschritten wir die uns zugebilligte Distanz von 25 Metern. Sofort erhoben sich die Büffel aus ihrem Schlammbad, nahmen die typische Marschordnung ein und zogen langsam ab. Nur die drei Mitglieder der Nachhut blieben noch in der Suhle liegen, hoben aber gespannt die Köpfe. Als uns noch 15 Meter von ihnen trennten, hielten wir den Elefanten an. Da stand die alte Kuh auf, senkte ihren mächtigen Schädel und gab den anderen beiden Arnis einen leichten Stoß mit den Hörnern, der offensichtlich die Bedeutung einer freundlichen Aufforderung hatte, denn sofort erhoben sich auch diese beiden Tiere, und im Abstand von 20 Metern zog die Nachhut wieder hinter der Herde her. Jetzt trieben wir unseren Elefanten an. Die Verfolgung begann. Die Herde setzte sich in Trab und floh auf den Rand des Gradschungels zu. Bald waren sie im hohen Elefantengras untergetaucht. Nur die Kuhreihher, die fliegend

die Arnis begleiteten, zeigten uns den Fluchtweg der Herde an. Sie flohen nicht gradlinig von uns weg, sondern schlugen einen Bogen, der sie fast zur eigenen Fährte zurückführte. Dann blieb die ganze Herde stehen und versuchte mit erhobenen Köpfen, nach vorn gestellten Lauschern und geblähten Nüstern ihre Verfolger auszumachen. Dieses eigentümliche Verhalten erinnerte mich an Berichte afrikanischer Großwildjäger, die immer wieder behaupten, daß angeschossene Kafferbüffel im Bogen zur eigenen Fährte zurückkehren, um den sie verfolgenden Jäger aufzulauern und von der Seite überraschend anzugreifen. Anscheinend ist dieses Verhalten bei Wildrindern und Wildbüffeln, auch wenn die Tiere unverletzt sind, weit verbreitet und gehört zum normalen Fluchtverhalten.

Unsere Situation war nicht angenehm. Die Tiere hatten sich uns gestellt. Wenn unsere Vermutung stimmte, dann würden nur die drei Angehörigen der Nachhut angreifen. Ihnen konnten wir durch eine schnelle Flucht entkommen. Wenn aber in voller Breitseite die ganze Herde uns annehmen würde, wäre an ein Entkommen nicht zu denken. Mit schweren Verletzungen des Elefanten war zu rechnen. Uns selbst konnte nicht sehr viel passieren. Wir hatten uns nur am Elefantensattel festzuhalten, denn ein verängstigter Reitelefant rennt unaufhaltsam davon, und es dauert meist sehr lange Zeit, bis ihn der Mahaut wieder in seiner Gewalt hat. Diese Erfahrung hatten wir bei Angriffen von Nashörnern schon wiederholt gemacht.

Ich gab dem Mahaut das Zeichen, langsam um die Herde herumzureiten und sich gegen den Wind ihnen zu nähern. So mußte — wie ich glaubte — die Unsicherheit der Arnis uns gegenüber vermehrt werden. Die Büffel beobachteten gespannt unser Manöver. Je näher wir ihnen kamen, um so dichter drängten sie sich zusammen, schoben die neugierigen Kälber nach hinten und schützten sie mit ihren breiten Körpern. Ganz genauso hatte ich die Verteidigungsfront der Kafferbüffel einige Jahre vorher am Manyarasee in Ostafrika erlebt. Nur stand ich damals mit meiner Filmkamera auf meinen eigenen Füßen den Büffeln gegenüber. Unser Elefant wurde unruhig. Immer unwilliger leistete er den Befehlen seines Lenkers Widerstand. Plötzlich schnaubte der Jungbulle, löste sich aus der Mauer der Büffelleiber und griff an. Im gleichen Augenblick griffen noch zwei Kühe an. Die breiten Hufe schlugen hart auf den trockenen Boden. Unser Elefant wollte wegrehen, wurde aber durch den eisernen Elefantenhaken gehindert. Der Stolz des Mahauts war erweckt. Jetzt wollte er den Büffeln beweisen, wer Herr im Reservat ist. Etwa zehn Meter vor uns kam der Angriff der drei Tiere zum stehen. Uns am nächsten stand die alte Kuh, hinter ihr gestaffelt die anderen beiden Mitglieder der Nachhut. Wenige Sekunden standen sie wie versteinert, dann schoben sie sich langsam rückwärts gehend wieder an ihre Herde heran. Kaum hatten sie die Front der anderen Büffel erreicht, starteten sie auch schon den nächsten Angriff. Es waren also Scheinangriffe, die von der Nachhut durchgeführt wurden, eine letzte Drohung, auf die mit Sicherheit der ernstgemeinte Angriff folgen würde. Der alte Bulle beteiligte sich an der Verteidigung seiner Herde nicht. Er blieb in der Herde. Uns genügte diese Beobachtung. Tatsächlich hatte also die Nachhut auch die aggressive Verteidigung übernommen. Langsam zogen wir uns zurück.

Ähnlich wie bei den Gaurn, den großen Wildrindern Indiens, übernahmen also die Aufgabe der Feindvermeidung vorwiegend Kühe. Ihre Verteidigungsbereitschaft, ihre Aggressivität

ist ja auch durch die Kälber, die sie führen, erhöht. Naturgemäß werden sie, die im Funktionskreis der Brutpflege stehen, der Umwelt besondere Aufmerksamkeit schenken und damit auch die Herde auf drohende Gefahren aufmerksam machen. Da sich bei den Huf-tieren die Väter an der Aufzucht der Jungen nicht unmittelbar beteiligen und bei den Rindern außerdem so starke Waffen entwickeln, daß auch größere Raubtiere kaum noch einen Angriff wagen, besteht für sie die Notwendigkeit einer erhöhten Angriffslust oder Wachsamkeit nicht. Ob sie bei dem Kampf eines Herdengenossen mit dem Feind entscheidend in das Geschehen eingreifen, bleibt noch unbeantwortet. Sicher sind sie unverdientermaßen in den Ruf gekommen, Wächter und Verteidiger der Herde zu sein. Diese schweren Bullen waren für den Jäger natürlich immer die begehrte Jagdbeute. Sie waren es deshalb auch, die von ihm verletzt wurden und verständlicherweise auch sich ihrer Haut wehrten. In der Herde jedoch haben sie offensichtlich die Stellung des Ordnungshüters, aus der sie in höherem Alter durch einen heranwachsenden Jungbullen verdrängt werden. Dann führen sie in den letzten Jahren ihres Lebens ein Eremitendasein. Solche Einzelgänger jedoch sind bei den Indern sehr gefürchtet, denn sie gelten — ob zu Recht, müßte noch überprüft werden — als besonders angriffslustig.

Prof. Dr. Wolfgang Ullrich



Sogar die Bärte der Seehunde waren vereist. Ein Schnappschuß aus dem winterlichen Dresdner Zoo des Jahres 1965.

Im Frühling, Sommer, Herbst und Winter

zu jeder Tages- und Jahreszeit, während
der Schulferien und im Urlaub

lohnt ein Besuch im ZOO

Er wird Ihnen erleichtert durch die

Jahreskarte

Für Erwachsene 10,- MDN

Anschlußkarte 7,50 MDN

Für Kinder, Oberschüler,

Studenten und Rentner 4,50 MDN